

# Der Dienst des Pfarrers

---

Mahnungen und Betrachtungen

von

**Hermann Bezzel**

Neuendettelsau  
Buchhandlung der Diakonissenanstalt, 1916

## Inhaltsverzeichnis

	Seite
<i>Vorwort</i> .....	3
1. <i>Der Dienst Jesu</i> .....	4
2. <i>Der Dienst der Apostel</i> .....	9
3. <i>Der Dienst des Pfarrers und seine Vorbedingungen</i> .....	14
4. <i>Die Vorbereitung zur Predigt</i> .....	17
5. <i>Die Art der Predigt</i> .....	21
6. <i>Die Kausalrede</i> .....	23
7. <i>Das liturgische Handeln</i> .....	31
8. <i>Die Unterweisung der Jugend</i> .....	39
9. <i>Die Seelsorge</i> .....	45
10. <i>Die peripheren Arbeiten des Pfarramts</i> .....	51
11. <i>Das außeramtliche (private) Leben des Geistlichen</i> .....	56

## **W**ortwort.

**Die** Einsamkeit etlicher Herbsttage an der Ostsee hat nachfolgende Blätter teils sammeln teils schreiben lassen.

Wie oft sind dabei einem, der das geistliche Amt als das Köstlichste liebte und lieben darf, die Worte aufs Herz gefallen:

O dass du auf Meine Gebote merktest, so würde dein Friede sein wie ein Wasserstrom, und deine Gerechtigkeit wie Meereswellen!

## I.

### Der Dienst Jesu.

**W**er aus der Erfahrung Winke und Ratschläge für das geistliche Amt geben will, muss sie und sich an der amtlichen Tätigkeit Jesu Christi prüfen, der mit kurzen Zügen (1. Petri 2,21) wie mit einem viel umfassenden und bezeichnenden Sigel das unvergängliche und unerreichbare Ideal des wahren „Geistlichen“ seinen Knechten aufgezeigt hat, die nicht neue Bahnen und Pfade finden, sondern in die der Erdenwelt aufgeprägten Fußspuren Christi treten sollen, ohne doch sagen zu müssen, dass unter solcher Nachfolge, die ja nicht äußere Nachahmung sein will, ihre Freiheit und deren Betätigung leide: denn diese edle Gabe wird durch die Aufgabe nicht gehemmt noch gedrückt, sondern gebraucht und entfaltet. Ist es doch Jesus, der als Herr der Ernte – denn so muss Matth. 9,38 im Zusammenhalte mit Matth. 13,30 aufgefasst werden – aus treuer Hand die Arbeiter in die Ernte sendet, aus reicher sie spendet, aus gewaltiger Vollmacht widerstrebende Knechte zwingt. So gewiss es einseitig ist, das **ἐκβάλη** nur auf die Last anzuwenden, welche niemand so leichthin auf sich nimmt, vielmehr aufgelegt erhalten muss, wie Joh. Gerhard es tut (13. Band der loci S. 11 Tübinger Ausgabe von 1755), so gewiss liegt in dem bedeutsam gewählten Worte ein Hinweis auf das *ministerium ipsis angelicis humeris tremendum*, (Bernhard v. Clairvaux) das nur im Schutz und Schatten der Seelsorge Jesu Christi und in der Befolgung seines Rats und Beispiels ausgerichtet werden kann. Es scheint nun ein äußerlichen ja fast unwürdiger Weg zu sein, wenn man, um Jesu Vorbild recht ins Auge nehmen zu können, seine Selbstaussagen und die Worte der Apostel sammelt, in denen vom Amte gehandelt wird. Und doch führt, wie man glauben darf, die statistische Erhebung zu einer gewissen Sicherheit des Urteils, die das ins Herz genommene Bild Christi entweder bestätigt oder korrigiert. —

Die antike Welt ist, wie August Boeckh richtig sagt, die Welt ohne Liebe, darum auch ohne Dienst, in dessen geringster und unscheinbarer Art die Würde des Lebens liegt. Der Ethiker des Altertums weiß nur den Dienst – nicht die **leitourgia**, aber die **drhskeia** und **doulia** als Werk eines **organon emyucon** einzuschätzen. Wie wir in Hand und Fuß unsere Seele legen, so ist der Diener ein Werkzeug, dem Seele innewohnt, nicht in freiem Entscheid zum Dienste befähigt noch eines freier Entscheidung bedürftigen fähig. Und der Mut zum Dienen ist, wie derselbe Ethiker seinem königlichen Zögling einprägt, nicht des Menschen würdig, sondern dem Tiere angemessen. Nie dringt aus der dumpfen, müden Welt der dienenden Seelen ein Freudenruf, der andere zu ihnen lockte, hervor, so arm ist ihr Los, dass es nur vom Schattendasein in der Unterwelt überboten werden kann, wo die lebensunkräftigen Gestalten hausen.

In diese Welt dringt überraschend und erschreckend der Ruf von der Hoheit des Dienstes. Der Gott, der aus unerfindlicher Willensrichtung, in unverständlicher Entscheidung zum Gefäß seiner weltverneuenden Gedanken nicht das Volk des Denkens noch des Sinnens, nicht das der Kunst und des ordnenden und bestimmenden Willens, sondern das Volk erwählt hat, „des man Gräuel hat,“ der an den Werken der Pyramiden

und der Tempel, der Gerichtshäuser und Waffenplätze vorüberging, um in armselige Hirtenzelte einzukehren, hat mit dieser Wahl für das unscheinbare und unedle Wesen entschieden und in heiligem Vorgang seiner Kondeszenz das Dienen erwählt. „Siehe, mein Knecht,“ so klingt es aus der alttestamentlichen Prophetie in die aufmerksam lauschende Umwelt hinaus. Dieser Knecht wird nicht streiten und auf der Agora sich hören lassen, ein wortmächtiger Rhetor und gedankenreich blendender Sophist, er wird nicht mit Menschen- noch mit Engelszungen aus den volksbelebten Straßen seine Weisheit anpreisen noch zu Schlacht und Sieg mit weit hintragender Stimme rufen, aber er wird aus Liebe zum Dienst das Leiden der Liebe auf sich nehmen und zu dem gebrochenen Baume, zur geknickten Seele sich niederneigen, die von seinem Tritte den Tod erwartet und von seiner Hand das Leben empfängt, und dem armen verhauchenden Licht sich zuwenden, das von seinem Hauche das Letzte fürchtet und das Beste zu neuer Flamme erhält. Er wird dienen, wo nur Verlangen die Bedürftigkeit bezeugt, während er herrscht, wo man seinen Dienst abwehrt. „Siehe mein Knecht!“ Als ob Gott selbst überrascht wäre, klingt der Jubelruf über das Bild, das ihm gleich ist, in eine Welt der Karikaturen, da „nur der Weise König“ und Königsein allein menschenwürdig ist. Abgelöst von der Doxa der Heimat, selbstwillig geschieden von der Würde und Weihe des Gottseins, ist Jesus Knecht geworden, um Herr zu sein, hat sich „mit der Armut vermählt,“ um reich zu machen, hat das Unbegreifliche zur Wirklichkeit und das Unfassliche zum Wesen der Dinge erhoben und den verunstalteten und verzerrten, ihres eigentlichen und bezeichnenden Gehaltes beraubten und verarmten Worten wieder ihren ursprünglichen Reichtum zurückgegeben. Unter Wörtern ward das Wort Fleisch, damit sie echte, volle, klare Worte und Werte würden. Lauter Knechtestum an sich und in sich betrachtet ist es größte Majestät und Kraft, die Wirklichkeit zur Wahrheit zurückzuführen, indem sie von der Lüge in ihr gelöst und erlöst ward. Nichts war so gering, dass es nicht den Knecht Gottes eben um seines Unwertes willen angezogen hätte, nichts so entlegen, dass er es nicht aufgesucht und auf sein Leid wie seine Trostbedürftigkeit angesprochen hätte, also dass der Evangelist, der die *πρωχεια του πνευματος* die sich niederbeugende Gewalt des Jesusgeistes an sich selbst zu bleibender Freude erfahren durfte (Matth. 9,9), zweimal der Verwundertheit, welche durch den Zusammenklang von Weissagung und Wirklichkeit herangerufen wird, Ausdruck gibt (Matth. 8,17 und 12,18). Als die Mühereichen und Leidensvollen, die Geängsteten und zerschlagenen zu Jesu kamen, hat nicht das Heilungswunder, sondern die Wunderart ihm das Herz gewonnen. So heilt nur Ein Arzt, der sich mit Leid und Angst und Not zusammenschließt, als ob er in sein Eignes käme, ja der nur dadurch heilt, dass er den Schmerz zu seinem Teile macht, sich und sein Leben ein einziges Leid sein lässt (1. Petri 2,21). Wenn er aber so still und unbedankt, wortlos und ohne Selbstruhm seinen Lohn allein darin sucht, dass er darf, dann tritt dem Evangelisten das Bild des Demütigen vor die Seele, dessen höchster Schmuck das heilige Schweigen und die Stille ist, die wirbt und lädt, aber nicht rühmt. Der Apostel aber, der, selbst ein dem Verlöschen nahes Licht, weil er, wie ein alter Vater sagt, an fremdem Feuer sich stärken wollte (Joh. 18,25), so viel schonungsvolle, neu ermutigende Liebe erfahren hatte, als nur in der Prüfungsfrage die Erinnerung an Vergebnes anklang (Joh. 21,15 – 17), hat ein eignes Wort geprägt, um den Eindruck für alle Zeiten festzuhalten, den Jesu Knechtestreue und dienende Güte (Joh. 13,1 – 17) auf und für ihn herangerufen hatte: **ἐγκομβώσασθαι** (1. Petr. 5,5) **τὴν ταπεινοφροσύνην** das Sklavengewand der Demut anlegen, dass sie Wille und Wesen erfülle.

Ein eignes Wort! Denn Augustinus hat recht: *Deo gratias, quod id, quod competenter non potest dici, potest fideliter credi.* Die Geheimnisse des Dienstes Jesu bleiben unsrem Verstande ebenso unergründlich, als weit über das enge Gefäß der Sprache

hinausreichend; genug, wenn sie jenen zum Glauben beschäftigen (Phil. 4,7) und diese zur Darbietung des ursprünglichen Vollenhaltes bestimmen und kräftigen. So ist das Wort *διακονια* ind *διακονοσ*, das als Selbstbezeichnung im Munde des Herrn sich dreimal findet (Matth. 20,28; Mark. 10, 43.44; Luk. 22,27), bei Paulus zweimal in Einblick auf den Herrn (Röm. 15,8; Gal. 2,17), ein Lieblingswort Pauli – ich zähle es mit den beiden angefügten Stellen für den apostolischen Dienst, für das Predigtamt drei- und zwanzigmal<sup>1</sup>, für den Dienst der Obrigkeit einmal (Röm. 13,4); sonst noch viermal (Röm. 16,1; 2. Kor. 11,8; Eph. 4,12; Philem. 13) und zweimal (2. Kor. 2,15) für die Sendlinge des Satans, endlich Apg. 20,24 in der Abschiedsrede, also einunddreißig mal, – während der Evangelist Johannes es nur zweimal als Wort Jesu anführt (Joh. 12,26) und einmal in der Offenbarung (2,19), Matthäus bei dem Dienst der Engel für den in der Wüste versuchten Herrn (4,11) und sonst noch im Gleichnisse vom hochzeitlichen Kleide (22,13), Markus 1,13 Vgl. Matth. 4,2 und 9,35, Lukas im Evangelium 8,3; 10,40; 17,8, in der Apostelgeschichte 1,17.25; 6,1.4, im ganzen 14 (17) mal. In den übrigen Schriftteilen des Neuen Testamentes finden wir das Wort nur noch bei Petrus (1,12; 4,10) und im Hebräerbriefe (1,14; 6,10). Wenn ich also recht zähle, hat das Neue Testament das Wort zweiundfünfzig mal. Und doch ist die Grundbedeutung des Wortes noch nicht aufgeklärt, ob es mit dem Begriffe des *δι-ικνεισδαι* zusammenhängt, also den bis an die Vollendung der gestellten Aufgabe ernstlich vordringenden Dienst meint oder mit *κονι*( *κονια*) Staub zusammenzubringen ist, so dass es mehr die demütigende, gedrückte Art bezeichnen würde, – genug, der Ernst und die Entschlossenheit, das *διατελεφ και διηνεκεφ* sind genugsam angezeigt, so dass das Neutestamentliche *α* und *ω* die beiden alle wortbildenden Buchstaben in sich schließenden, aller Dinge Anfang, Fortgang und Ausgang andeutenden Zeichen, die Kräfte bezeichnen, mit denen der Herr, von dem in Niedrigkeit triumphierenden *τετελεσται* am Kreuze (Joh. 19,30) bis zu dem in Herrlichkeit bekennenden (Offg. 21, 6) *γεγοναν* Dienst und Treue fortführt und zu Ende bringt. Von den schlichten Diensten des zu Tische aufwartenden Knechtes, der dem vom Felde heimgekehrten Herrn sich erbiertet, dem viel bemühten der Martha und dem sorglich hingeebenen der Engel bis zu dem großen, aller Welt Bedürfnis und Not, Frage und Klage befriedigenden am Kreuze (Matth. 20,28), welch gewaltiger Fortschritt! Ein Fortschritt, den nur die Treue für nicht zu gering, die Demut nicht für zu groß hält, durch Öde und Leerheit der Welt und des Menschenherzens, durch die kleinen Sorgen, welche den Himmel verschließen, über die großen, welche ihn erstürmen (Matth. 11,12), aus den Toren der Friedelosen wie aus der Hütte derer, die ihn zu bleiben nötigen (Matth. 10,13; Luk. 24,29), führt der Weg, den der Gehorsam brach, gab und schmückte, wanderte und hinterlegte. Unter euch wie ein Diener! Nicht mit hohen Gaben und klugen Worten, noch mit Darbietung neuer Gedanken und ungeahnter Güter. Das haben Entdecker gewagt und Erfinder geleistet. Sondern der eine ewige Erlösung auf dem königlichen Wege des Kreuzes erfunden hat (Hebr. 9,12) und so der Menschheit, ja allem kreatürlichem Wesen den größten Dienst und die Lösung aller Streit- und Zweifelsfragen durch eine Erlösung herausgeführt hat, konnte das nur durch die frag- und klaglose Hingabe des eigenen Ich erreichen, das einmal ein „Warum“ anhob, um es in Kreuzesleiden sich selbst zu beantworten (Matth. 27,46). Diese Hingabe hat ihn befähigt, seiner selbst los und ledig allein auf das zu sinnen und für das zu sorgen, was des andren ist (Phil. 2,4). Ja, obgleich vor seinen Augen die Freude des Sieges nicht nur als verheißende (Hebr. 12,2), sondern auch als versuchliche Größe lag (Luk. 4,6), hatte er

---

1 Röm. 2,13; Röm. 15, 25.31; 1. Kor. 3,5; 2. Kor. 3,6.7; 5,8; 6,4; 9,1; 9,12.13; 11,8. 23; Eph. 6,21; Phil. 1,1; Kol. 1,7.23; 4,7.17; 1. Tim. 1,12; 1. Tim. 3,12; 4,6; 2. Tim. 4,5.11

weder Gefallen an ihr noch an sich selber (Röm. 15,3), sondern ging still seines Weges, um das Verlorene zu suchen und das Gefundene zu retten. Er hat die Täuschung stets durchlitten und die Enttäuschung doch nicht sich ermüden lassen, sondern sich zu Tode gehofft und über der einen sichre, die am Brunnen dort ihm sich zuneigte, in gläubiger Gewissheit ein erntereifes Ackerfeld gesehen (Joh. 4,35), er hat über Völker geweint, über ihre Gegenwart und ihre Zukunft (Luk. 23,28; Luk. 19,41) und über den einzelnen sich gefreut, über den Glauben des Hauptmanns und des Weibes, über Anfänge des Jüngerglaubens, der ihn den Vater preisen ließ (Matth. 11,25). So ist er zum Tode und aus ihm zum Leben hindurchgedrungen, sich darbietend im Worte und in Werken, nicht für sich werdend, sondern um Menschen, nichts für sich begehrend, sondern Seelen erbittend, die er dem Vater darbringen könnte, stets der *λατρεία* pflegend, die Paulus eine *λογικη* fortan nennt (Röm. 12,1), eines Gottesdienstes, der diesem Worte allein entspricht, es erschöpft und erfüllt. Mit dem durchgrabenen Ohre des Jüngers, dem alle Tränen und Trauer, Angst und Not sich erschlossen, mit dem den Müden das Rechte an seinem Orte und zur rechten Zeit darreichenden Worte, mit der Geduld, die sich vor nichts zurückzieht, das um sie bittet, mit dem heiligen Eifer, der allem sich widersetzt, was etwas sein will, ohne es zu sein, und wissen will, ohne etwas zu vermögen (Joh. 2,17), und gleich am Anfänge der in die Erscheinung tretenden Wirksamkeit die Jünger an den Ausgang denken lässt, ist Jesus umhergezogen, mit dem Einfachsten dienend, mit dem Verachtetesten und Verächtlichsten zumal, aber in seinem Munde war das Wort Verbindung von Wille und Wesen, des Willens, der das Wesen zur Erscheinung drängt, des Wesens, das in der Erscheinung dem heiligsten Willen genug tut. Jesu Predigt (Matth. 7,29), so wenig von ihr uns aufbehalten ist, gleichsam nur der Querschnitt des Ganzen, die Summe aller Lehre, war die des Gewalthabers, dem nicht Worte zu Gebote stehen, sondern der dem Worte zu Gebote sich stellt, um es zu beherrschen und durch seine Gewalt andere zu bestimmen. Weil sie nur einen Gegenstand hatte und haben konnte, Weltversöhnung mit Gott auf Grund des ewigen Opfers an Gott (2. Kor. 5,19), die Heiligkeit in Sünde gewandelt (2. Kor. 5,21), damit die Sünden in ihm ein Vollbegriff der Gerechtigkeit würden, darum wollte sie alle weltlichen Lichter mit ihrem trüben Scheine und irren Glanze auslöschen und in ihrer Einfachheit scheinen, (2. Kor. 4,6) wie gegen das Morgengrauen beschämt die einzelnen ärmlichen Lampen verlöschen, damit die Sonne alles erfülle, und weil sie so tut.

Jesu Predigt ist nie kasuell, weil sie alle Einzelfälle in den einen großen Gesamtbegriff von Sünde und Gnade befasst, und immer kasuell, weil sie an das Einzelne anknüpft, an die Tränen der Witwe sich wendet und an die eifertigen und doch so sorgenreichen Fragen des Weibs von Sichem, an die Zweifelsfragen der Jünger und die unruhigen des reichen Jünglings, an die Weisheit des Nikodemus, wie an die suchende Sündenerkenntnis des Zachäus. Die Art der Predigt ist schmucklos und unansehnlich, verschmäh die hohen Worte, gibt aber den einfachsten ihr ganzes Recht und „füllt die Wasserkrüge mit Wasser, das zum Weine wird.“ Das Bild gebraucht Jesus gerne, bald das mehr andeutende, bald das ausgeführte, dessen Einzelzüge nicht schmückendes Beiwerk oder nebensächliche Zier, sondern wohlerwogene und nach Kräften zu enträtselnde Wirklichkeiten sind. Es steht ihm nicht an, vom Ziele durch Ausschilderungen abzulenken und durch Begleitumstände den wichtigsten hervorzuheben, so steht es uns nicht an, irgend ein Wort aus seinen Gleichnissen hintanzustellen oder zu übergehen. Quot verba, tot sententiae. Jeden Orts aber wendet sich die Rede an den Willen, dass ein Entschluss, würdig dessen erstehe, dessen ganzes Leben Wille war. Nicht dass man eine kleine Weile sich am Lichte erfreue, verlangt er (Joh. 5,35), sondern dass man um ewige Speise sich mühe, die alles Opfers wert, aber auch jedem rechten Dienste bereitet ist. Er klingt alle Töne des Menschenherzens an, das tiefste Leid und die reinste Freude, den Schmerz der

Verwaistheit (Joh. 16,33; Joh. 14,28) und die Freude der Mutter über das Glück, mit dem sie Erhofftes schauend umfängt (Joh. 16,21), und redet dann wieder von engen und gedrungenen Wegen und ihren Nöten, von Türen, die wenigen nur Einlass erstatten, obgleich sie für viele bestimmt waren, weiß nichts von großen Erfolgen, die er einmal ausgeschlagen hat, sondern nur von der kleinen Herde derer, die ihm zu Liebe Anspruch und Rechtsforderung lassen und allein von Gnade leben wollen, er geht weit ausschreitend über das bewegte Meer der Menschheitsgeschichte, aus dem Welle auf Welle ihn umdrängt (Luk. 21,25), Stürme und Wetter ihn umbrausen, voll von Widerspruch und Einrede, von Spott und Streit, dem allem er sein **κηρυχθήσεται τούτο τὸ εὐαγγέλιον τῆς βασιλείας** (Matth. 24,14) entgegenstellt. Vor diesem Königswort werden Wellen und Winde schweigen (Matth. 8,26). Mitten in die schreckhaftesten Bilder einer „übermenschlichen Phantasie“ (Löhe) dringen wieder die lieblichen und gemütsvollen, dem Stillleben der Natur entnommenen und das verzagte Herz zu beruhigen geeigneten Bilder vom Nahen des Frühlings, in dem die Winterstürme verbrausen, vom Grünen des Feigenbaums und aller Bäume (Luk. 21,29), die ihr welches Laub verloren. Wundersam geht die Stimmung von Leid in Freude, von der Angst in die Siegesbotschaft, vom Scheiden in den Preis der Heimstätten über und wird doch nirgends des heiligen Gleichmaßes verlustig.

Was Augustinus einmal zu 1. Joh. 4,8 sagt „*brevis in sermone, magna in intellectu. Quam cito dicitur! Si numeres, unum est; Si appendas, quantum est!*“ das gilt von der Predigt, in der Jesu **χρηστότης καὶ ἡ φιλανθρωπία** (Tit. 3, 4) sich erzeugte, mit der er auf alles Menschliche einging und es wiederum für die Menschen verwandte, seinem ganzen Wesen entsprechend, das die Menschheit ganz in sich befasste und ganz Natur war, weil Gnade die Natur Gottes ist. Im Worte schattet sich Jesu Wesen ab, ganz menschlich, weil ganz göttlich, klar und rein, ohne Erregtheit über Mangelhaftigkeit und ohne Verlangen nach höherem, ganz in sich befriedigt, weil auf dem Wege des Gehorsams allzeit erfunden. „Siehe, ich komme, zu tun, Gott, deinen Willen.“

So ist die Diakonie Jesu gleichheitliche Willentlichkeit aller seiner Kräfte und Gaben für seinen Vater und seine Nächsten. Indem er jenem sich untergibt, dient er diesen und diesen hinwiederum nur um deswillen, weil er an sie gewiesen ist. Es ist das Gleichmaß von Leiden und Tun, da beides sich einander mitteilt, jenes die Gelassenheit, dieses die Vorwärtsbewegung darbietet, dieses aufwärts weist, wenn jenes niederwärts zieht. Nicht wortkarg, aber in heiligem Schweigen, das fürchtet, Schwerstes durch die Rede um seinen erziehlischen Eindruck, Bestes um seine innerste Weihe zu betrügen, geht diese Diakonie den Weg der Pflicht: Es muss also geschehen (Matth. 26,54), schlecht und recht, echt und wahr, damit endlich die Welt sehe, was Großes es ums Dienen sei und der Herr aller dienenden Gestalten und Gewalten, der doch selbst in der Schöpfung dienend sich offenbarte und in der Erhaltung Allmacht mit Dienstwilligkeit verbindet, der Gebete erhört und so den Betenden dient, sagen könne: Siehe, mein Knecht.

## II.

### Der Dienst der Apostel.

**G**leichwie mich der Vater sendet, also sende ich euch auch (Joh. 20,21), spricht der große Apostel (Hebr. 3,1) zu denen, die er nicht nach seinem Gutmeinen erwählt hat, wie auch ohne dass sie ihn hätten wählen können und dürfen (Joh. 15,16).

Sie weiht und weist er in alles ein, was seine Aufgabe ist, die einmalige und für immer zu lösende und erfüllte, die fortgehende und fortdauernde, das zu verkünden und allen Verlangenden zu bezeugen, was durch die eine Tat der Welt eingestiftet ist. In der Auswahl der Apostel hat er erleben müssen, was sein Vater in der Wahl des Volks sich zu erleben gab. Wie dieser mit dem Unverstand eines ungetreuen Volks, seinem Lippendienst und Mundglauben, nach dem den Welttag lang er die Hände vergeblich hat ausstrecken müssen, gelitten, Mühe und Geduld getragen hat, so muss Jesus über die (Matth. 17,17) ungläubige und verkehrte Art der Seinen klagen, die am Anfang (Joh. 2,22; Mark. 8,17; 18,21) wie am Ausgang seiner Wirksamkeit (Luk. 18,34) ihn nicht verstanden. Er hätte, da er wohl wusste, was im Menschen war (Joh. 2,25), sich andere Jünger zur nächsten Umgebung erwählt, wie er denn in jener geheimnisvollen Stelle Joh. 5,30 (vgl. mit Luk. 22,42) andeutet, dass er immer wieder seinen Willen dem des Vaters aus innerer Freiheit unter- und einordnet. Er hat die Art der Jünger nicht erst mühsam enträtselt, sondern (Joh. 6,64) von Anfang sie durchschaut und doch das Gehorsamsopfer gebracht, sie Freunde zu nennen (Joh. 15,14), nicht weil sie es waren (Vers 14), sondern weil sie es sein sollten. Er gab ihnen nicht mit der Aufgabe die Gabe, sondern fügte zu dieser jene hinzu. „Werdet meine Jünger!“ (Vers 8). Jeden einzelnen hat er, wie es in dem Werbegespräch Luk. 9,57 – 62 vorgebildet ist, individuell behandelt, hat das sanguinische Temperament des Petrus gebraucht und beschämt (Matth. 14,28 – 31; Luk. 22,31 – 34), das melancholische des Thomas liebevoll angesehen (Joh. 14,5; Joh. 20,26f.), die phlegmatische Art des Philippus (Joh. 14,8,9 und Joh. 1,43) so geehrt, dass er (vgl. Luk. 9,59) ihn allein direkt mit dem Rufe: **ακολουθει μοι** beglückt. Und dem gewaltigsten Apostel, den er im Sturm gewonnen hat wie der Wind die unreife Frucht vom Baume reißt, die dann in langsamer Ablagerung reifer und dienlich werden soll (**έκτρώμα** 1. Kor. 15,8) hat er gezeigt, wie viel er um seines Namens willen leiden muss (Apg. 9,16). Der an seiner Seite saß, ward darum nicht verwöhnt (Luk. 9,55; Mark. 10,40), sondern musste den tiefen Ernst der Seelsorge erfahren, die den nicht lässt, der sich ihr übergibt.

Die Apostel aber erfuhren ihres Teils, wie nahe Jesus denen kommt, denen er ferne tritt und wie ferne er ihnen bleibt, so lange er nahe ist. Über Jesu kurzem Scheiden in Tod und Grab war ihr Herz voll Trauerns geworden (Joh. 16,6), als er aber von ihnen genommen ward (Luk. 24,52), kehrte die Freude ein, welche den Tag der Arbeit preist und das ewige Leben auf Erden erfährt (Joh. 17,3), um es im Vollendungstage ganz zu haben. Als ist **άνθρωποι άγράμματοι** (Apg. 4,13), Leute ohne gelehrte Bildung haben sie doch das Wenige, das Stückwerk **δ** (1. Joh. 1,1), was sie vom Worte des Lebens durch großartige Überzeugung in sich aufgenommen haben, recht erfasst und würdig weitergegeben in Kraft (1. Joh. 2,27) der Sendung und Salbung durch den aus dem

Vollbesitz der Wahrheit in ihren Gebrauch leitenden Gottesgeist und bedurften anderweitiger Unterweisung nimmer. Ja, der einzige, der mit dem Überschwang von Wort und Weisheit hätte kommen können (1. Kor. 2,1), wollte nur die Sache reden lassen, damit nicht Erdenweisheit die himmlische verdränge und die Paulusgemeinde da erstehe, wo Christus die Seinen haben wollte und sollte.

Jesu nach und ihm entgegen zog die Schar der Apostel, ohne natürlicher Behinderung und Beschwernis zu achten, ohne etwas anderes sein zu wollen als getreue und gehorsame Verwalter, 1. Kor. 4,1, von deren Antlitz und Wesensbetätigung, aus deren ganzer Persönlichkeit die heiligende und verneuende Kraft Christi hervorleuchten sollte, der character regius des aus Leiden und Mühen erhobener: Personenlebens (Gal. 6,17). Nur Eines wissend, wussten sie um vieles, nur Einen predigend, wandelten sie Stimme und Wort je nach Bedarf, und teilten das Wort recht (2. Tim. 2,15), gaben den Starken kraftvolle, zarte Speise den Schwachen, gingen auf die Gedankenwelt der Griechen ein, ohne sich in sie zu verlieren, ließen sich zu der Denkweise ungebändigter Völker herab, ohne sie zu beschämen, wurden allen alles, um keinem nichts zu sein, bewahrten die gesunde Einseitigkeit, um vielseitig sein zu können (1. Kor. 3,23), redeten durch ihren Wandel (1. Tim. 4,12) und hielten an in dem Studium des oft Gelesenen und nie Ausgegründeten, in der Einzelseelsorge und in der Lehrunterweisung. Weil sie ganz konzentriert waren, darum überwandten sie weit, was zerstreuen und teilen, innerlich verunruhigen und umtreiben konnte (Eph. 4,14), ob es von Menschenmeinung kam, die mit der Seele spielt, oder von Satansbetrug, der im Lichtesgewande berückt (2. Kor. 11,14). In solcher geschlossener Einfachheit, die nichts wusste, was beschweren muss, und alles erfasste, was befreien kann, das Schwere aber eben nur zur Freiheit erheben wollte, konnten die Apostel, wie des geringen Marterholzes Ausdehnung, das in die Tiefe geht, zur Höhe reicht, in die Ferne und Weite deutet, so die Kreuzestat ausdeuten und verkünden, die aus Sündennöten und abgrundtiefem Leide anhebt, die mitleidsvolle Fürbitte und Stellvertretung zur Höhe des Sieges erhebt, über Weltweiten und Zeitenlängen hinaushebt.

So geht die Predigt des Jakobus – denn aus ihren Briefen lässt sich die Predigtart der Apostel am besten ermessen – mehr in die Breite der irdischen Verhältnisse. Nur einmal nennt er Jesum mit Namen (2,1), einmal vielleicht meint er ihn (5,11, wiewohl der Beisatz „denn der Herr ist barmherzig“ auf das Ende, das Gott bei Hiob herbeiführte, weist), aber – und das soll denen gesagt sein, die eine Predigt auf ihren christlichen Gehalt je nach der Nennung des Namens Jesu einschätzen – die ganze Abhandlung vom Preise der Geduld bis zum Dank für die sündenbekehrende Liebe ist der Ruhm Christi und der Frage gewidmet, wie dieser Ruhm in Wort und Wandel zu erbringen und zu gewähren sei. So führt der Prediger in die Krankenstuben und in das Kämmerlein der Witwe, wo der rechte Gottesdienst zu begehen ist hinaus aufs Feld und dessen ernste Arbeit, hinein in die gottesdienstlichen Räume, wo so viel Wehtat geschehen kann, dass die müden Herzen noch mehr verwundet, die satten und stolzen noch mehr verderbt werden. Es werden die Sünden des Hochmuts und der Vielgeschäftigkeit, der rein äußerlichen Klugheit, die doch der nächsten Stunde nicht mächtig ist, gestraft. Wie viele möchten lehren, ohne gelernt zu haben und lernen zu wollen. Und doch ist die Zunge solch gefährliches und unheilvolles Ding, das nur Einer von innen heraus heilen und heiligen kann, er, der in keinem Worte fehlte (3,2). Christliches Leben erweist sich auf allen Gebieten, auf denen das natürlich-psychische sich bestätigt, es durchgeistend und verneuend, es vertilgend und verwerfend. Denn Christ sein heißt einer neuen Schöpfung sein, welche an die erste sich reiht, nicht

übergeistlich, aber wahrhaft geistreich, ferne von Schein und Glanz, ganz, echt und klar (3,17).

Die Predigt des Johannes geht in die Höhe des weltüberwindenden Glaubens. Unter ihm liegt Sünde und Leid, die dem Jünger Christi wie ein schwerer banger Traum erscheinen. Denn Gott ist Licht, und die durch Jesum, der die Finsternis entmächtigt und ihre Schuld getragen hat, in Gemeinschaft mit Gott treten müssen Wort und Wandel zum Lichte richten, nicht in Selbsttäuschung, als ob der Wandel im Lichte keine Trübungen mehr erleiden könne, aber in dem Ernste der Heiligung, die aus der Vergebung des Unlichten immer neue Kraft empfängt. Die Finsternisse sind vorüber gezogen, das ist seit der Nacht, in die das ewige Licht versank (Joh. 12,45; 13,30), gewisslich wahr. Aber je höher es scheint, desto größer die Verantwortung dessen, dem es leuchtet. Weltliebe ist Rückschritt und Einkehr in die Nacht heißt dem Undurchsichtigen und Unguten vor dem Reinen den Vorzug geben, heißt leben nicht wie Gott, ohne ihn und wider Gott. Aber die Brüder lieben aus Jesu allumschließender Liebe heraus heißt im Lichte sein, das gibt, spendet, scheint, ohne sein zu achten, heißt Christo ähnlich sein und immer mehr werden, dessen Kraft erleuchtet und erwärmt. In der Liebe Christi liegt ihrer Natur nach die scheidende Gewalt, die alles echt sein Wollende anzieht, alles in Zwielficht und Dunkel Beharrende abstößt, denn schließlich kann die Liebe nur mit dem Wesenseinen sich zusammenfinden. Liebe Christi ist auch Zorn; wie groß muss dieser sein, wenn er jene ablöst! (Offb. 6,17: der Zorn des Lämmleins!) So ist auch Christenliebe nicht lauer Indifferentismus, der allen Anschauungen und Meinungen, der Denk- wie der Lebensweise eines jeden gerecht wird, sondern scheidende und hemmende Kraft (1. Joh. 4,2; 5,10).

Die Verkündigung Petri, wie die Apostelgeschichte und der erste Brief namentlich sie ausweisen, betont die Vorzeitlichkeit der Heilsbereitung, die Innerzeitlichkeit der Heilsgewährung, die Überzeitlichkeit des zur Vollendung führenden Heilswillens. Seiner Predigt eignen die geschichtlichen Rückblicke (Apg. 2,17, vor allem zu 1. Petri 1,1 – 10), die immer wieder auf dem unvordenklichen Gnadengrund ruhen, die Einblicke in das Leben der Gegenwart, die durch seine Verwertung eigener Erlebnisse besonders wirksam werden. Wenn er von der Demut spricht, denkt er an jene Stunde, in der er dem Herrn wehren wollte, ihm Knechtesdienst zu tun (Joh. 13,8 zu 1. Petri 5,5). Die Mahnung zur Nüchternheit und Wachsamkeit (5,8) geht auf Jesu Mahnung zurück, die er übersah, und seine Warnung vor dem Versucher (5,8) auf die eigne Erfahrung (Joh. 13,37.38). Der Osterhymnus, der den des Paulus noch übertönt, lässt uns in das Herz des besonders Begnadeten blicken: der Herr ist wahrhaftig auferstanden und Simoni erschienen (Luk. 24,34), der dem Tode Entnommene einem der nächsten Ursäher seines Todes und in ihm den Sündern allen. Das Leben vergibt dem, was es töten wollte, denn es hat das Leben verherrlicht und vertieft. Mit dem Heimweh, das die Kraft des Mannes ist, weiß er das Ende von allem näher herangekommen (4,7): für die Menschen Christi bedeutet diese Zeit völlige Befreiung, gänzliche Ausreifung. Und wie einst der Meister die Jünger mit Wanderregeln bedachte, so ruft der Apostel den Mitpilgern Losung und Wahlspruch, Ordnung und Weise der christlichen Wallfahrt ins Herz. Jesus, der das Gestern mit der Kraft seiner Geistessalbung beherrschte und erlöste, will auch das Heute erfüllen, ihm die alten Gaben bringen, die täglich neu sind und verneuen, damit Vergangenheit und Gegenwart in die Zeit der Vollendung, das Werden ins Gewordensein heimkehrend desselben Herrn sich freuen mögen, den der Glaube erblickt, die Hoffnung bewahrt, die Reife beider erschaut (1,8.9).

Alle Kräfte aber und Gaben, die im Kreuze sich zeigen und von ihm ausströmen, in der Predigt zu verwerten und zu preisen vermag Paulus. Seiner jedes Gewissen

rührenden und treffenden Frage (2. Kor. 2,16) **πρὸς ταῦτα τίς ἰκανός;** antwortet die Gemeinde bis auf diesen Tag, ja auch die Schar der Gegner, die in ihm den Verzeihner des ursprünglichen Jesusbildes, den Schöpfer eines neuen Typus argwohnen: du hast mehr gearbeitet als die andern alle (1. Kor. 15,10), Ströme lebendigen Wassers, weit über die Rinnsale des frommen Christenstandes hinüber, sind von dir ausgegangen (*περισσότερον* vgl. Joh. 7,38): Denn es gefiel der Gnade, in der Schwachheit sich auszugestalten, zur Vollerscheinung sich zu bringen. Die Kraft kommt in Schwäche zum Sieg, in ihr und durch sie und ihr zum Trotz. „Hart wie ein Diamant, weich wie Wachs, machtvoll und liebend, das war Paulus“ sagt Gregor von Nyssa. Und darum war er im Stande (*εξισχυσεν* im Vollmaß vermochte er), das Unfassliche zu ergreifen. Kein Apostel führt so in die Tiefe der alles beschließenden Sünde, die als gewaltsame Herrin mit dem Tode zahlt, nicht aus einzelnen zusammenhangslosen Fehlern besteht, welche unvermittelt und von einander unberührt aneinander sich reihten und grenzten, sondern die eine Widergöttlichkeit mit verschiedensten Ausstrahlungen ist, die alle eben in der Gottesflucht ihren Sammelort haben. Aber aus diesen Tiefen, in denen die für sich selbst lebenden und schließlich zum Leben mit sich wider ihren Willen gezwungenen Menschen hausen, erhebt sich schweigsam feierlich, in düsterer Einsamkeit, über der nur der ewige Ratschluss eines nicht erforderten, aber freigeschenkten Erbarmens leuchtet, das Kreuz, an dem der hängt, der zum Fluch gemacht ward (Röm. 8,3; Gal. 3,13), damit an ihm sich das Fluchwürdige auslebe, der Tod all seine Gewalt, die Hölle all ihr Gift an ihn verlieren (1. Kor. 15,55) und die Fluchgewalt in einen Sieg hinab gezogen würde, der sie überwältigt. In die Tiefen des göttlichen Ratschlusses, in die seine Mitapostel nie hineinzublicken wagten, von denen Luther staunend sagt: Paule, du willst nicht verstanden sein, schaut schwindelfrei der an Gottes Wort ganz gebundene weltmächtige Glaube, der darum an Gott nicht irre wird, wenn er in der äußeren Weltgeschichte (Apg. 17,26) bestimmte Linien und Grenzsicherungen verlaufen sieht, die aus ewigem Ratschluss das Leben der Nationen bezeichnen und das der einzelnen fügen und führen, weiß er doch alle diese Wege und Marksteine auf den großen Geschichtsweg hindeuten, den die Allmacht die willige Ohnmacht in Liebe gehen lässt, damit sie die Enterbten zu ewigem Erbteil heimführen und die versunkenen Lebensbilder im Erbarmen aufleben lassen könnte. Tiefen des Reichtums, der durch die Armut begnadet, (2. Kor. 8,9) und der Weisheit, die, weil sie zugleich Erkenntnis und praktische Erfahrung ist, nicht nur das Menschenleben führt, sondern so führt, ihm nicht nur das Sein in der Gnade, sondern das Sosein, die individuelle Lebenshaltung sichert, preist darum Paulus. Sie sind unfasslich, unergründlich, ihre letzten Merkmale verlieren sich in ewigen Geheimnissen, aber sie bleiben entgegen den unheimlichen Tiefen der Sünde, deren Geheimnisse vom Schrecken der Gewissheit in den der Ungewissheit führen, sonnenbeschienene Abgründe, von einer Klarheit zu der andern (2. Kor. 3,18). Die Tiefe ist dem Glauben erschlossen, der einsetzt, wo der forschende Verstand die Zweiflung herbeiruft, die in Verzweiflung endet, denn der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes und nimmt von ihm nichts an (1. Kor 2,14), während der, den der in alle Wahrheit leitende Gottesgeist (Joh. 16,13) besitzt, auch die Tiefen in Gott erforscht (1. Kor. 2,10). Über die Tiefen hinweg, die der Spekulation sich verschließen, fährt die Predigt Pauli in die Weiten und Breiten, welche die Liebe beherrscht und in welchen darum die Freude regiert. Und doch sind diese Weiten so erreichbar und diese Breiten dem zu beherrschen, der nichts anderes will als dienen und sich bescheiden. *Sermo amoris barbarus non amanti* sagt Bernhard. Aber wer geliebt liebt und versöhnt lebt, der herrscht (1. Kor. 14,19) Was hilft geweihte und gewandte Sprache, wenn nicht die Liebe sie regiert? Der Denker des Altertums mit all seiner Erkenntnis, der Redner mit der machtvollen herzandrängenden Rede, der Held, der sein Leben wagt, sind vergessen,

aber die einfache Gedankenwelt und das schlichte Wort und die für Christum alles lassende und wagende Tat bleiben. Wie armselig ist das Tun des Weibes von Bethanien, dessen Dank wortlos und tatenarm war! Und doch sagt Christus von ihr (Mark. 14,9), mit dem Evangelium von ihm werde das Gedächtnis der Salbung verbunden bleiben, das Kleinste mit dem Größten. Wo diese alles glaubende und doch nicht leichtgläubige, alles hoffende und doch nicht leichtsinnige, alles tragende und doch nicht kaltsinnige, alles duldende und doch nicht charakterlose Liebe herrscht, da kehrt die Freude ein, welche über Welt und Zeit in die Höhe führt. *Saeculi laetitia est impunita nequitia, sed in Domino gaudium est vis* sagt der Kirchenvater. Wie oft zählt man bei Paulus das Wort Freude in seiner Verwandtschaft mit „Gnade“ als ihrem Grunde und „Dank“ als ihrer Äußerung und Wirkung: im Philipperbriefe allein vierzehnmal. Denn die Freude ist das Lebenselement des Christen, die Kraft, die ihn auf Höhen führt. „Aber der Teufel ist ein melancholischer Geist.“ In die Zeitenlänge und über sie hinaus geht die Heilsverkündigung, wenn sie bezeugt, dass noch ein Tag kommen wird, an dem alles Kreatürliche vor dem erhöhten Christus die Knie beugen und jede Zunge auch die der Widerwärtigen (1. Kor. 16,9; 2. Thess. 2,8) ihn den Herrn nennen soll, aus Willigkeit gegen den heiligen Geist die einen, die andern auf seinen Zwang, wenn sie als letztes Weltereignis Jesu heilige und willige Unterstellung seiner Person unter den Vater verkündet, dass, der einst als Mittler zwischen Gott und der Menschheit stand, an ihrer Spitze jenem zum Lobpreise der Ewigkeiten gegenübertritt.

So umfasst die Predigt Pauli alle Fragen des Menschenherzens und der Weltzeit, die ewigen Anliegen der Seele und ihre Tröstung, erklimmt die Höhen und versenkt sich in die Tiefen, beherrscht das Gegenwärtige und blickt in das Zukünftige, versöhnt die größten Gegensätze von Tod und Leben, von Sünde und Gnade und weiß sich bei allem in der Liebe geborgen, die in Christo Jesu ist, unserem Herrn.

Dass in solcher Predigt Stimme und Stimmung wechselt, auf höchste Freude die Tränen folgen (Phil. 3,18), auf Töne innigster Liebe der Ton schneidender Kritik (Phil. 3,2 gegen die Übereifrigen), der bittren Ironie (2. Kor. 11,19) und des gutmütigen Spottes (1. Kor. 4,10ff.), Töne des scharfen Zornes (1. Kor. 4,21) und zarter Rücksichtnahme (1. Kor. 3,2) abwechseln, dazu die sich überstürzende Sprache, die in Gegensätzen (2. Kor. 4,1 – 10, 2. Kor. 6,7 – 10, Röm. 8,38.39) dahin eilt, in scharf zugespitzten Redewendungen neue Gedanken anregt, nie verweilt und doch innerlich stille ist und stille macht, die etwas Größeres als Ruhe kennt und nichts Höheres als Friede will, soll uns nicht Wundern. Wahrlich, Pauli **οὐκ ἐγκακοῦμεν** (2. Kor. 4,16 vgl. mit Eph. 3,13) ist kein überstiegenes Wort. Weil er nicht aus sich noch für sich arbeitet, darum hat er Kraftquellen, die nicht versiegen und ist zu allem stark, weil Christus ihn stark macht (Phil. 4,13).

### III.

## Der Dienst des Pfarrers und seine Vorbedingungen.

**A**us solcher Fülle der Arbeit und der Gnade, aus diesem Reichtum von Gaben für Aufgaben und durch sie ruft der Apostel 1. Kor. 4,16: Werdet meine Nachahmer wie ich Christi. Es reicht das goldne Band, mit dem Christus die Seinen an sich gebunden hat, wie ihn der Vater an sich band, die hehre Sendung, mit der er betraute, wie er betraut ward, nicht auf äußerliche, künstlich genug festzuhaltende und eben darum oft unterbrochene Weise, sondern aus innerlicher Vernetzung von dem Haupte wie auf die einzelnen Glieder, die mit ihm unsichtbarer, aber der Glaubenserfahrung merkbarer Weise verbunden sind (Eph. 4,16), so auf die für den speziellen Liebesdienst der Wortverkündigung an die Gemeinde Ausgesonderten (Eph. 4,11), auf die Apostel und Prediger, Pastoren und Pfarrer, die, mit welchem Namen sie genannt sind, in Einer Aufgabe und zu Einem Ziele stehen.

Wir sind nicht gemeint, Theorien vom Amte aufzustellen, an denen teure Väter unserer Kirche mehr gelitten als gewonnen haben, reden nicht der Überspannung das Wort, als ob das Amt die Kirche erst begründete und ohne dies Amt die Kirche nimmer bestehen könnte, so wenig wir dem jetzt beliebten Schlagworte beifallen, dass der Diener Christi vorab und vor allem Diener der Gemeinde sein müsse, deren wechselnde Begehrlichkeit ihm die einzige Norm sein dürfe, sondern mit dem seligen Martensen (Hirtenspiegel 1,72) sagen wir gerne: der Pfarrer stehe nicht über der Gemeinde als Beherrscher ihres Glaubens noch unter ihr als Diener jeweiligen Irr- und Unglaubens, sondern in ihrer Mitte als *συνεργος της ηαραφ*, dem es ein Anliegen sein muss, seine Freude mitzuteilen, weiterzugeben, zu ihr anzuregen und in ihr zu erhalten. Seine Freude. Denn von dem Tage an, da ihm durch Auflegung der Hände das teure Predigtamt überkommen und zu dem gemeinen Christenkreuze, das, wie Tauler sagt, „aus Hölzern gefügt ist, die vor jedermannes Türe liegen“ das Amtskreuz auferlegt wurde, muss durch sein Leben die heilige Freude gehen, dass er gewürdigt ist, ein Joch und eine Last zu haben, die sein sanftmütiger und von Herzen demütiger Meister, Lehrer und Herr die seine genannt und eben dadurch gesegnet hat. Wie ein junger Theologe studieren soll, ist von trefflichen Beratern, am wenigsten fasslich vielleicht von Frank, am tief innerlichsten von Kähler gezeigt worden, über das geistliche Amt sind nicht nur die wissenschaftlichen Lehrbücher als treu bewährte Ratgeber zu befragen – man wird gut tun am Anfange des Amtslebens die wissenschaftlichen, später die mehr aus der unmittelbaren Praxis geborenen beizuziehen – sondern auch in Baxter, Harms und Löhe, in Büchsel und Paludan-Müller, in Wucherers Briefen an seinen Sohn und in Blech und Maier zum Teil unersetzliche Güter geschenkt, – aber alle Anweisungen in Ehren, sie werden von einer übertroffen: Habe *caritatem et fac, quidquid vis*. Mag die Freude der Begeisterung noch an Überschwang leiden, den die raue Wirklichkeit bald genug auf das gesunde Maß zurückführt, mag die erste Liebe noch schwärmerisch sein: wem diese Freude und Liebe ganz abgehen, kann viel wissen und große Erkenntnis haben und kenntnisreich sein, aber das Beste gebricht ihm. Es gibt im gewöhnlichen Leben schon Athaumasten genug, die,

weil sie nichts bewundern, und nichts mehr sich wundern und vergessen, dass Staunen der erste Anfang der Erkenntnis ist. Sie mögen ihr Amt pünktlich ausrichten und sorgsam verwalten, aber Kraft geht nicht von ihnen aus. Wie aber sollte von einem Diener des freudreichen Herrn, von einem Nachfolger der freudevollen Apostel und Lehrer, deren einer das *quivis catechizans gaudeat* geprägt hat, weil nur den fröhlichen Gebet Gott liebe (2. Kor. 9,7), deren anderer das *fac, ut possim demonstrare, quam sit dulce te amare* täglich betete, wie sollte von einem begeisterungslosen, kaltsinnigen Prediger Kraft ausgehen?

Darum die einzige Bedingung, welche die Kirche ihren künftigen Dienern, richtiger denen, die in ihr den Seelen wahrhaft dienen wollen (1. Kor. 9,19) stellen soll, die sei, dass sie Begeisterung und Feuer der ersten Liebe haben, in der das Herz brennt, wenn er die Schrift öffnet, der Exeget „ohne Gleichen“ (Delitzsch, Luk. 24,32), dass sie nicht ein ödes Trümmerfeld sei, auf dem die Zizjim und Ohim hausen, noch ein Tummelplatz aller strebsamen Geister, denen das Unglaubliche immer am glaubhaftesten ist, nicht eine religionsgeschichtlich zu wertende Urkunde, an der das Gute nicht original und das Originale nicht gut ist, sondern ein Werk, das Gott atmet, in seiner Lebensatmosphäre erzeugt, von ihr durchweht und geheiligt und nach ihr Verlangen zu erwecken bereit und geschickt, nicht Urkunde, sondern Freudenwort aus Missklang und falschem Ton, aus Tränen und Trauer, aus Fehlsamkeit der Menschen und ihrer Schuld zur wahren Harmonie gestimmt und bestimmt. Solche erste Liebe geht dem Herrn nach, wohin er geht (Offb. 14,4) Und folgt dem *αρχηγος και τελειωτην της πιστεωφ* durch die Geschichte und lässt sich von ihm die Wolke der Zeugen deuten, die über die kampfesreiche Erde leuchtend hinzieht. Sie lernt nicht, sondern erlebt Geschichte, die, nicht ein schemenhaftes Gebilde aus Zahlen und Tatsachen, sondern der Gang der Ewigkeit durch die Zeit und dieser zu ihr ist, das große Ineinander von Menschenmühe und Gotteshilfe, von Menschensünde und Gottesgnade, nie Wiederholung, aber stete Verneuerung, nicht ein Fortschritt ins Unendliche, aber die Heimkehr in die Vollendung, des Werdens in das Gewordensein, der Wirklichkeit in die Wahrheit. Nicht kritiklos folgt die frohe Begeisterung ihrem Herrn durch alles Werden und Wandeln seiner Gedanken, sie will Hütten bauen, wo es gut ist (Matth. 17,4), wenn ihr lichte Gestalten begegnen, wie dort Moses und Elias, und ihre Lieblinge sich schenken lassen, die sie zu Vorbildern wählen, mit denen sie in eine Gemeinschaft treten kann, die Paulus und Luther über Jahrhunderte näher bringt, und in ihnen fröhlich sein darf. Erste Liebe sinnt und denkt dem nach, was heilige Männer über ihren Herrn gedacht und gesagt haben, was an Gold und Silber die bekennende Kirche ob auch in gebrechlichem Gefäße niedergelegt hat. Ihr ist das Bekenntnis nicht Relativität, nur aus Zeit und Ort und Art der Entstehung zu begreifen, sondern der Jubelruf des Philippus (Joh. 1,45): *ευρηκαμεν*. Dies bleibt der Grundtenor des Bekenntnisses: „Der Gesuchte ist gefunden, der Verheißene ist gekommen. Es gilt nicht mehr zu warten (Matth. 2,3), dass aus dem Fortschritt der Zeiten ein Ideal sich entwickle, das dem modernen Gottsucher genug tue, sondern in ihm wohnt die ganze Fülle des Göttlichen leibhaftig (Kol. 1,19; 2,9), also dass die letzte Offenbarung des Vaters eben an diesem einzigen Wendepunkt der Geschichte erfolgt ist, da die Ewigkeit in die Zeit hereintrat und das Wort Fleisch ward (Hebr. 1,2).

Was aber ist diese erste Liebe, die jede Last leicht macht: *iugum Christi unica sarcina est, qua eius baiulus (Träger) non premitur, sed levatur. Quidquid enim durum est in praeceptis, et fiat lenes, caritas facit. Omnia sunt facilia caritati* sagt Augustinus (Offb. 2,4). Es ist die Liebe, die nicht auf Reflexion, sondern auf Intuition ruht, die Unmittelbarkeit des Verhältnisses zu Gott in Christo, dass man alles für Schaden erachtet (Phil. 3,8.9), ja für

wertloses Wesen, das verdient hinaus auf die Straße der Welt gekehrt zu werden (*σκυβαλα*), wenn man nur die eine köstliche Perle, deren Werk alles übertrifft, gewinnen und bergen darf. Die erste Liebe, die Liebe des Anfangs, die nie unreif ist und doch ausreifen will, die das Gefühl zum Willen erhebt und den Willen immer feurig sein lässt (*ζεειν τω πνευματι*·Röm. 12,11), dass er nicht veräußerliche und versteine, die jede Schmähung Christi als eignes Weh empfindet (1. Petr. 4,14.16) und seines Werkes Gelingen als eigne Freude wahrnimmt, weiß, wie Athanasius sagt, dass sie nicht dem Zeitgeist, nicht der Zeit zu dienen hat, sondern dem Herrn der Zeiten (*ου καιρω, αλλα κυριω*). Während der Zeitgeist menschliche Bestrebungen und menschlichen Fortschritt verherrlicht, ein Menschheitsreich verheißt, welches mit großer Kraft und Herrlichkeit kommen solle, wieder und wieder Nationalität, Vaterland, Patriotismus feiert, die Eigentümlichkeiten eines Volks und seine Rechte über alles stellt, sollen wir zwar das Berechtigte an all diesem anerkennen und fördern, aber über dies hinaus auch ein ewiges Reich und Recht weisen, ohne das jene Güter den Gesichtskreis mitverengen und das Wesen der Diesseitigkeit mehren. Es ist das Geheimnis der ewigen Jugend, die zwar getäuscht, aber nicht enttäuscht wird, deren Losung das *παρ ελπιδα εν ελπιδι* (Röm. 4,18) bleibt, die der geringsten Sache für Jesum den höchsten Wert beimisst und die *fides in minimis die virtus vitae heroica* sein lässt (Bonaventura), die lieber enge als den Schwachen anstößig ist und, obwohl sie als Kind der Freiheit zu allem Macht hat, nicht alles sich frommen lässt (Röm. 14,1), die nicht nach Lohn und Anerkennung fragt, nicht nach Eindruck und Einfluss, sondern allein darüber froh ist, dass sie dienen darf. Der Herr erwartet diese Grundbedingung für das Zeugenamt so sehr, dass er die größte Anerkennung für Arbeit und Geduld, für Geisterprüfung und Geisterscheidung, für Mut und Beharrlichkeit spenden und doch dem Hirten der Gemeinde zu Ephesus mit Wegnahme des Amtes und Zerfall der in so viel Treue gepflegten Gemeinde drohen kann, wenn und weil er die erste Liebe wie eine Last, die den ausschreitenden und weiter wachsenden Fuße hindern kann, weggeworfen hat.

So wird man füglich die erste Liebe, die täglich sich verneuende, an Hemmungen sich erprobende und bewährende, in Widrigkeiten und Widersprüchen erstarkende Freude am Herrn nennen können, ohne die das größte Werk für ihn ungeweiht und ungeheiligt, mit der auch der Becher kalten Wassers eine Tat ist. Darum bittet die Kirche nicht um geistvolle, hochbegabte, weltgewandte Diener und Prediger, so gerne sie alle natürlichen Gaben für Jesu Dienst verwendet wissen möchte, sondern um „treue Freunde“ Jesu, um Gottesfreunde, die für ihn die Gewohnheit des Lebens zum höchsten Glück erheben und das Alltägliche mit Festtagsfreude schmücken, die sich auch raue Wege gefallen lassen, weil sie ihm das Herz gegeben haben und nichts mehr fürchten, als Tagelöhner zu werden, deren Enderfahrung vor Gott nichts höheres zu sagen weiß als (Matth. 25,24): *σκληροφ ει..* Denn in dem Maße als die Liebe erkaltet, nimmt die Ungerechtigkeit der Beurteilung zu, so dass schließlich aus dem Herrn, der sein Leben für uns gelassen und von uns den Verspruch des vollen Opfers, der Hingabe des ganzen Ich entgegengenommen hat, eine grämliche, unzufriedene Gestalt wird, an die man ein Leben langsam hinwandte, ohne Leben zu empfangen.

In der Predigt und Kasualrede, im liturgischen Handeln, in Unterricht und Seelsorge, in der Besorgung der peripherischen Geschäfte, endlich in dem ganzen „außeramtlichen“ Leben erzeuge du dich als ein Diener Gottes (2. Kor. 6,4): *perfecta oboedientia legem nescit!*

#### IV.

### Der Vorbereitung zur Predigt.

#### 1.

**M**an kann dem Anfänger, der mit lebensvoller Begeisterung an das Amt herumritt, nicht oft genug raten, möglichst viel Predigten zu lesen, nicht für die eine pflichtige, die er der Gemeinde zu bieten hat, die nicht Predigtauszüge und Kollektaneen zu hören wünscht, sondern das Recht hat zu vernehmen, wie viel oder wie wenig der Prediger von Christo und in ihm erlebt hat und wie sich in seinem Willen der Gehorsam gegen das Schriftwort erweist, sondern zur Stärkung und Mehrung des Besitzes. Wobei zu empfehlen ist, mit den Büchern nicht zu viel zu wechseln. Klare, tiefgehende Exegese mit reicher praktischer Verwertung des Textes auf Zeit und Zeitfragen findet man in den Predigten von Harleß und Thomasius, bei diesem mehr das erbauliche, still belehrende Moment, bei jenem die starken Willensimpulse. Von den neueren sind Uhlhorn und der ihm wesensverwandte Büttner zu empfehlen, die in schlichter Form lautere, reine und gesunde Lehre darbieten, ohne doch lehrhaft trocken zu sein. Edle Popularität lehren die Postillen von Klaus Harms, vornehme Rede, das genus sublime mit oft überraschender Textverwertung, auf den Höhen der Erde wandelnd, dichterisch und doch wieder ganz realistisch führt Kögel, dessen Predigten aus seiner Haager Zeit ich besonders schätze. Blühend in der Rede und in ihrem Schmuck, mehr die Phantasie heilend und das Gemüt erquickend als auf den Willen wirksam sind Geroks Predigten, denen nach manchem Betracht die Ahlfelds gleichkommen. Richard Löbers „Gottesgedanken nicht populär, aber einfach,“ verdienen gewiss das erste, nicht ganz das zweite Prädikat, sind aber vorzügliche Einführung in die Schrift. Martensens Passionspredigten in ihrer ruhigen Bestimmtheit und Löhes Sieben Worte vom Kreuze, voll Anbetung und priesterlichen Dankes dem Kreuze entgegen blühende Betrachtungen sind nicht zu vergessen, während Löhes Evangelien- und Epistelpostille, so wenig ich dem harten Urteile Brömels in seinen Charakterbildern beistimme, dem Anfänger noch zu schwer sind und letztgenannte Predigten ja nie gehalten wurden, sondern mehr Abhandlungen sind, was wohl auch von Schleiermachers Predigten zu sagen ist, so reich an feinen Gedanken und klaren Darlegungen sie sind. Luthers und Valerius Herbergers Predigten sollten um der tiefen, andächtigen Textverwertung und um der kraftvollen, markigen, sentenziösen Sprache willen jedem Anfänger zugänglich und dem alten Prediger lieb sein: es ist stets ein erquicklicher Trunk frischen Wassers. Dabei verschmähe man den Hinweis nicht, dass jeder am fleißigsten die Predigten studieren sollte, die ihn am wenigsten anziehen, weil er von ihnen am ersten lernen kann, was ihm gebricht. Das Temperament des Predigers heiligt sich an seinem Gegensatze. Und im Laufe der Arbeit werden die Predigtvorbilder wechseln und sich wandeln: das ist das gute Recht des Fortschritts.

## 2.

Man beginne die Vorarbeit zur Predigt bald! Die Exegese werde gründlich genommen, denn das Wort Gottes verdient bis in die feinste Veräderung Beachtung. Das griechische Lexikon von Grimm (Fritzsche) darf dabei nicht fehlen noch die Lektüre der Kommentare, die aus Hofmanns Schule uns geschenkt sind. Calvins lateinische Werke und der alte Gnomon sollen nicht vergessen sein, Weizsäckers Übersetzung gibt manch guten Wink. Ist es möglich, der Geschichte eines Wortes nachzugehen – Cremer-Kögel tut dabei treffliche Dienste – so wird sich das reichlich lohnen. Und vor allem, der Wortlaut der Ursprache wie der Übersetzung muss eingepägt werden. Es gilt zwar als besonders schriftgemäß, die offene Bibel auf der Kanzel immer wieder an sich heranzunehmen. Manche Lehrer glauben damit den Schriftgrund, auf dem die Verkündigung ruhen soll, besonders wirksam dokumentiert. Aber abgesehen davon, dass es peinlich genug anzusehen ist, wenn der Prediger sich mit dem Augengläse – ich sah sogar Monokle auf der Kanzel – bewaffnet, um das für den Augenblick Nötige zu suchen, – die Gemeinde beurteilt es anders und hat, fürchte ich, mit ihrem Urteil recht. Dass die offene Bibel das Konzept für Gedächtnisschwache und Ungeübte aufnimmt, ist, wenn die Gemeinde es weiß, kein Unrecht, dass aber statt der offenen Bibel ein Predigtbuch aufliegt, aus dem der Prediger fremdes Gut abliest, ist Sünde, welche die Gemeinde nicht wissen darf. Wer nun frühzeitig den Urtext sich einpägt, wird davon für alle Zeiten Segen haben, er wird in der Schrift heimisch, und sie wird heimisch in ihm, er bekommt Stellen- und Wortgedächtnis, vornehmlich, wenn immer dasselbe Buch gebraucht wird. Was dem Anfänger dient, soll ihn durchs Leben begleiten.

## 3.

Nach diesen Vorarbeiten, die wohl durch einen geraumen Teil der Woche gehen mögen, immer mit dem Gebet, dass der Herr die Lippen entsöhnen und auftun wolle, dass der Mund Seinen Ruhm verkünde, mit dem alten Maleachiwort (2,7), das über dem Eingang des Pfarrhauses von Philipp Nikolai und Joachim Mörlin im Waldeckschen sieht: *labia sacerdotis custodiant doctrinam*, lasse der Prediger den Text auf sich wirken: *hoc unum agendum, ut verbum plane et copiose doceatur. Unum cor et una anima in Domino* – den ganzen Text, nicht dass mottoartig irgend ein Wort „herausgestellt“ werde, an das alle irgend möglichen Gedanken lose sich anreihen, sondern selbst auf die Gefahr hin, dass es mehr Homilie werde, die doch nicht bloß voll, sondern auch satt macht, nehme man den ganzen Text an sich und denke sich als Hörer der Jesuspredigt mitten unter dem Volke, als Empfänger eines Apostelbriefes mitten unter dessen Lesern. In seiner Vorrede zur Handausgabe des Neuen Testaments (1734) schreibt J. A. Bengel das feine Wort: *Te totum applica ad textum; rem totam applica ad te*. Textgemäß und praktisch sei die Bereitung zur Predigt, die du zuerst dir gehalten haben musst, ehe sie an die Gemeinde kommt. Dann sammle die Gedanken, die aus jedem Worte dir zufließen, aus jedem Verse dir zuströmen, sieh hin, ob sie unmodern und unbräuchlich sind oder ob sie nicht vielmehr, da das Menschenherz im zwanzigsten Jahrhundert dieselbe Angst kennt und in der Festigkeit die höchste Schönheit wie vor Jahrhunderten, ihm jetzt noch völlig genug tun. Rücke Zeitereignisse und Lebensfragen, Zweifel und Bedenken, deine Erfahrungen, so gering sie sind, wenn sie nur wahr sind, unter ihr Licht und dann ordne, was dir Gott gegeben hat, am besten nach der Väter Weise in Thema und Teilen, die in Frageform am ehesten die Gemeinde erreichen!

Wenigstens das Thema soll immer als Frage an den Hörer sich wenden und ihn zur inneren Antwort vernötigen. Die Disposition gehe ins Einzelne um des eignen Gedächtnisses willen und für die Gemeinde, sei bestimmt und fest! Dass die Predigt geschrieben, ganz geschrieben und das Konzept eingepägt werden soll, ist Gesetz, dem der Anfänger nie, der Fortgeschrittene selten ungestraft sich entzieht, es sei denn, dass dieser in wörtlicher und genauer Meditation erbringe, was er nach gehaltener Predigt jederzeit zu Papier bringen kann. So nötig es aber ist, wortgetreu zu memorieren, so getreu, dass man Stelle und Stellung des einzelnen Wortes weiß, so ist es doch rätlich, nicht Sklave seines Manuskriptes zu werden: auch diese Furcht macht Pein. Tholuck hat recht, dass jede Predigt zweimal geboren werden müsse, einmal in der Stille der Studierstube, zum andern auf der Kanzel. Es darf nicht das Gedächtnis das Leben verdrängen, es soll nur stützen und stärken.

#### 4.

Damit die Vorbereitung recht erleichtert werde, soll frühzeitig ein Sammelheft angelegt werden, in das Gottesgedanken, Gedanken über Zeit und Ewigkeit, Altes und Neues – was kann Hamann, ja auch Jean Paul Friedr. Richter und Bogumil Goltz dabei nützen! – Lesefrüchte, Erfahrungen eingetragen werden mögen. Und, wenn es möglich ist, Perlen aus dem langsam sich verbrauchenden Sprachschätze des gemeinen Mannes, dessen Beachtung Luthers Bibelübersetzung auch in ihren Fehlern inspiriert sein lässt (Löhe)! Noch lebt im Bauernvolke eine Fülle unverbrauchter, unabgeschliffener Wortbilder, und Redewendungen: wer auf sie achtet, lernt die Kraft des bezeichnenden Wortes. Es sei nur an den Gebrauch der Worte „schlimm, simpel, einfältig“ erinnert! Und wenn der fränkische Bauer im Blick auf die sechzig Jahre sagt: „Wenn man einen Schober (sechzig Garben) aufgeladen hat, denkt man ans Heimfahren,“ so liegt in dieser Plastik der Rede Kraft und Würde. „Ich bin in die Freie hinausgelaufen und habe zu unserem Herrgott geschrien“ ist ein bedeutsamer Blick in die Religionspsychologie unsres Landvolks. Seine Anschauungen über Tod und Ewigkeit („es ist um jedes Beinlein schade, das fault“ als höchstes Lob des Verstorbenen), dass wir Gott einen Tod schuldig seien, er uns eine fröhliche Urständ verleihen wolle, seine Versicherung: „ich sag's und besteh's“ und seine treffende Kritik über die Predigt, dass in der Kirche der Schwamm nicht wachse (wegen der Trockenheit des Predigers), dass aus „dem“ nichts herausgehe oder in ihm nichts drinnen sei, seine Anhänglichkeit an die altkirchlichen Perikopen (am Sonntag vom „Tröster,“ am Sonntag vom „guten Hirten,“ vom „großen Abendmahl,“ von der Zerstörung Jerusalems), seine Bibelzitate verdienen alle Beachtung (Grünberg und Zahn haben die Bibel im Volksmunde uns nahe gebracht, Gebhard hat in seiner bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre viel Bemerkenswertes, wenn auch zu ausschließlich auf den Thüringischen Bauern gesehen, uns geschenkt). Dass der Sprachschatz des Bürgertums noch manche Perle aufweist, letzte Reste einer kernigen und ehrenfesten Vergangenheit, wird beachtlich sein. – Am wenigsten sollten Dichterzitate in das Sammelheft und auf die Kanzel kommen. Es berührt nur unangenehm, wenn „doch es ward mir zum Heil, es riss mich nach oben“ auf der Kanzel „auftaucht,“ etwa um den erziehlichen Wert des Leidens zu versinnlichen. Der Wissende kennt die Ballade und wird in Gedankengänge gedrängt, die der Andacht nicht förderlich sind. Auch kann man füglich die Faustzitate an Ostern missen, deren Ruhm allmählich nicht mehr fein ist. Und wenn über die Kriegsdauer etwa mit „lasst es genug sein des grausamen Spiels“ geredet wird, so ist dies nicht recht. Wir hören jetzt in bunter Reihe Hebbel und Hauptmann, Sudermann und Tolstoi, Nietzsche und Schopenhauer, den

Sonnenhymnus des Franziskus und Dantes göttliche Komödie, Schüler und Gerok zitiert, immer mit der Einleitung „bekanntlich,“ was eine Verbeugung gegen die Unkenntnis der Zuhörer und darum eine der Kanzel fern bleiben sollende Unwahrheit ist. Man wird sagen müssen: In Zitaten sei weniger mehr!

V.

## Die Art der Predigt.

1.

Die äußerliche Art. Der Gang zur Kanzel, der nach richtigem Verstande evangelischen Gemeindeempfindens durch die Gemeinde führen soll, sei ernst und würdig, einfach und andächtig, ohne gesucht zu sein. Mörike hat in seinem „Sehrmann“ die Eitelkeit des Kanzelschrittes geißelt. – Der Amtsträger weiß, dass bald viele auf ihn hören werden, denen er gesunde, nahrhafte Speise, nicht geistvolle Kauserie bieten soll, wird eindenken, dass er als Herold Gottes (1. Kor. 9,27) zum Kampfe zu rufen und den Sieg zu verkünden hat und darum seine Seele in die Hände Gottes befehlen. Solche Gedanken verbieten den Umblick in die Gemeinde, die Beobachtung des Einzelnen, *moribundus moribundis* hat Joh. Gerhard gepredigt. – Der Talar reiche wirklich zum talus, zur Ferse herab und sei würdig und anständig, die Beffchen seien über die weiße Binde gebunden, die immer mehr in Abnahme kommt, ohne es zu verdienen. Die eingesteckten oder lose über den offenen Stehkragen geschlungenen Beffchen nach allerlei Form und Schnitt, etwa mit eingesticktem Kreuze erweisen das Vollmaß evangelischer Freiheit mitnichten. – Unsre alten Kasuisten haben das Augenglas auf der Kanzel verboten, es solle nichts Falsches auf ihr fein. Wer seiner entraten kann tut wohl daran, es weg zu lassen. Jedenfalls aber ist es besser es zu behalten als es auf- dann wieder ab- und wieder aufzunehmen. Der Zwicker aber gehört keinesfalls auf die Kanzel. – Das stille Gebet, das *susprium*, auf der Kanzel sei wahr; auch in der Geste. Wenn die Kniebank zum Altare gewendet ist, mag Knien gut sein, wo sie fehlt, ist es kein Schade. „Laßt uns die Knie unseres Herzens beugen“ heißt es in der alten Gebetsvermahnung.

2.

Die Predigt selbst. Der Kanzelgruß sei der alte ohne die lästigen Zutaten, aber auch ohne unzulässigen Abzug. Damit nichts stereotyp werde, als ob nicht die Gewöhnung an die Sitte und die Sitte gut wäre, ein Katechon, das nicht unterschätzt werden soll, werden jetzt Sprüche gewählt, die dem Texte zur Einleitung dienen sollen, etwa aus den Introiten der Sonntage. Es fremder an und vertreibt das Heimatsgefühl aus der Kirche. – Dann aber folge die Predigt, deren Schmuck die Wahrheit sein soll, die wahrlich nicht erst bei Leichenreden und bei – politischen gefährdet wird. Joh. 10,41 **πάντα δὲ ὅσα εἶπεν Ἰωάννης περὶ τούτου ἀληθὴ ἦν**, das muss erste Bedingung sein. Es ist meist unwahr, wenn der Anfänger im Predigtamt von seinen Erfahrungen am Krankenbette redet (Wilh. Hofackers früh- und ausgereifte, Kettners in Leid bewährte Jugend sei ausgenommen) oder wenn er mit den Gedanken, die einem Christian Scriver in Gottholds zufälligen Andachten zustehen, als mit eignen kommt. Es ist unwahr, wenn religiöses Interesse mit Glauben und gottsuchende Allgemeinheiten mit Glaubensbesitz verwechselt werden, wenn die heilige Geschichte in sinnige Sage gewandelt und als

jeweiliger sinnbildlicher Ausdruck des Menscheistes nach seinem Verhältnisse zum Ewigen gewertet wird. So ist es auch nicht wahr, wenn aus Jesu Christi Persönlichkeit der eine Zug herausgenommen wird, etwa das er uns zur Weisheit gemacht ist, während er nicht mehr unsre Gerechtigkeit sein soll, wenn man in ihm das edelste Vorbild der Heiligung feiert, während man die Erlösung, ohne welche doch jene nicht sein kann, zurückstellt. Aber es ist auch nicht wahr, wenn der Anfänger sich in einen Bekennerenthusiasmus hineinsteigert, der vergisst, was Phil. 3,12 zu lesen ist und als geistlich Vollkommener über Fragen redet, die verarbeitet sein müssen. Wenn die hohe Rede dazu dient, den dürftigen Inhalt zu verdrängen und die Redeb Blüten sich an Stangen hinanranken, statt dass ein bescheidener Baum Schatten und Frucht böte. Wie es auch unwahr ist, wenn der Sohn der Stadt in Trivialitäten und Geschichtchen sich ergeht, um gemeinverständlich zu sein.

So sei die Predigt weder Wiederholung eines dogmatischen Kompendiums noch Aufguss neuester „Entdeckungen,“ sondern ein schlichtes Zeugnis von dem, der uns zuerst geliebt hat, dies ständige Bekenntnis und Geheiß: *gaudeo, gaudete*, die Tat des Bekenntnisses zu den Kathechismuswahrheiten, über denen der Gehorsam des Glaubens und die Freude des Besitzes wacht. Sie sei die die Tat des Gehorsams, der nicht knechtet, aber auch nicht der Willkür ausantwortet, die Evangelien korrigiert, Wunder kritisiert, um ein wundersameres Evangelium eigener Prägung der Kritik zu entziehen. Der Haushalter hat nicht zu fragen, ob ein Stück des ihm anvertrauten Herrenbesitzes zusagt oder nicht, sondern aus dem Schatze eines um das andre heranzuholen, dass es der Gemeinde ins Herz leuchte. Er vermeidet sein Eignes hervortreten zu lassen, damit nur Einer rede, leuchte, der Gemeinde ins Herz und Gewissen nahe. Alle Rede aber wende sich, und wenn sie den Charakter des Dialogs (wie bei Berthold von Regensburg und Ludwig Harms) annehmen sollte, an den Hörer, eingedenk des feinen Wortes von Bengel: „Was nicht per du geht, das geht perdu“ und wecke den Willen. Petri hatte recht mit seiner Frage: Nicht was hat der Prediger gesagt, sondern was hat er gewollt? – Die Polemik sei maßvoll, vermeide das persönliche Moment und treffe doch die Person, streife wohl Erlebtes und Erfahrenes, aber doch nicht so, dass, was in kleineren Gemeinden leicht erreichbar ist, bestimmte Persönlichkeiten getroffen werden. Das Wissen bläht dann die Hörer auf und bessert den Getroffenen nicht, den nur seelsorgerliche Liebe erreicht. Man schelte nicht über den geringen Besuch der Kirche, denn die der Tadel treffen soll, erreicht er nicht und die er erreicht, trifft er nicht. – Das Illustrationsmaterial werde nicht zu oft aus dem alltäglichen Leben, nicht zu viel aus der Zeitgeschichte genommen: weder das Feuilleton noch der Leitartikel haben in der Kirche ihre Stätte, in der nicht ein Publikum, sondern die Gemeinde Christi sich versammelt. – Die Liederverse und Bibelsprüche seien maßvoll angewendet, aber korrekt, der Gemeinde auch bescheidenlich eine Aufgabe gestellt, dieses und jenes Kapitel nachzulesen, denn die Unkenntnis in der Schrift ist Gemeingut bei Gebildeten und Ungebildeten, kurz sei die Einleitung, die zur Aufmerksamkeit reize und kurz der Schluss, dessen wiederholentliche Erwartung kein gutes Zeugnis für die Predigt ist.

## VI.

### Die Kausalrede.

#### 1.

Die Wochenpredigt. Im Gegensatz zur Amtspredigt, wie unsre Alten die sonntägliche nannten, sieht und insoferne ist mehr für die einzelnen Notfälle zu verwerten die Wochenpredigt schon um deswillen, weil in ihr die Texte freigegeben sind. Hier mag man sich von bestimmten Anlässen, von Ereignissen, welche die Gemeinde bewegen, den Text geben lassen, während dem Sonntag die alte Perikope gewahrt bleibt, so viel an ihr gemäkelt und bemängelt wird. Die Großartigkeit des Zusammenhangs mit der Kirche fernster Zeiten, die Gewöhnung der Gemeinde, die nicht häufige, aber, wo sie mühelos sich ergibt, um so wirksamere Übereinstimmung von Evangelium und Epistel, die Zusammenhänge der Evangelien und der Episteln, wie sie die Epiphanius- und die österliche Zeit offensichtlich aufweist, dies alles sichert der altkirchlichen Perikope ihr Vorrecht, in dessen Wahrung für den Prediger Bewahrung ist. Man gibt alte Freunde nicht ohne Nötigung auf, sie sind mit uns, wir mit ihnen verwachsen, sie geben uns immer wieder Neues: *serva ordinem et ordo te servabit*. Aber die Wochenpredigt sei frei, greife in das alte Testament zurück, dessen Persönlichkeiten allmählich im Schatten der Legende verdämmern, dessen Psalmen und Propheten so ferne bleiben, nehme (fortlaufend) aus der bei den Perikopen wohl selten (mit Ausnahme der sog. Thomasianischen) berücksichtigten Apostelgeschichte Erzählungen und verschmähe es nicht, den Katechismus zu traktieren, für den Petrus aus Kreuz und Leid geborene Betrachtungen über den christlichen Glauben unübertroffene Handreichung bieten. Die Wochenpredigt mag sich auch im Aufbau freier geben, kürzer und mehr geschichtlich sein.

#### 2.

Die Bibelstunde. In ihr habe die *lectio continua* ihre Stätte, die fortlaufende Erklärung eines biblischen Buches, das bald unter Zusammenfassung größerer Partien bald im Verweilen bei einem Ton und Sinn des Ganzen treffenden Worte mit reichlicher Erklärung des Wissenswerten betrachtet werden und so das religiöse Wissen fördern soll. Ist es möglich, Fragen zu wecken und zu erlangen, und der Prediger wohl gerüstet, auf sie zu antworten oder an ihnen vorüberzugehen, wozu noch mehr Wissen gehört, so kann die Bibelstunde, deren Ende immer kurze Nutzenanwendung sein soll, dienstbarer wirken als die Predigt. Gerade und vornehmlich hier kann das Sammelheft gute Dienste tun, aber auch die Gabe, die Fragen, ob Wissbegierde oder Neugierde sie stellen, zu unterscheiden. Die gang und gäben Bitten um „Aufschluss über die Sünde wider den heiligen Geist, über die Bedeutung der apokalyptischen Zahl 666, über die Vorzeichen der Herrenzukunft und des Weltendes“ gehen weit ab von der Grundfrage: Was muss ich tun, dass ich selig werde? und verkennen die eigentliche Bedeutung der heiligen Schrift, die zur Unterweisung und Bereicherung gesunden Wissens (*διδασκαλία*) inneren Prüfung des eignen Ich und seiner

Umgebung (*ελεγχος*), zur Aufrichtung des Willens dem Ziele entgegen (*επανορθωσις*) endlich zur ernstesten Übung in der Lebensgerechtigkeit nütze ist, Kenntnis und Erkenntnis, aber nicht den Vorwitz fördert.

### 3.

#### Die Kasualrede.

❶ Allgemeines. Es wird gut sein, wenn der Anfänger bei Zeiten anlässlich der täglichen Schriftlesung, die der lutherischen Übersetzung kursorisch, den Grundsprachen in langsamem Zuge folgen soll – wer die Zeit nicht hat, muss sie sich nehmen und des Rates gedenken, den der alte Rektor von Schulpforta, Ilgen, seinen Schülern gab, wozu denn Gott auch noch die Nacht gegönnt habe – sich Texte sammelt, die er alsbald auf den Grundtext und Zusammenhang prüfen muss, damit er in Zeiten der Not nach seiner Sammlung greifen kann (die exakte Arbeit von Pfarrer Ott, die Fingerzeige der Dieffenbachischen Handagende, die Sammlung in Löhes Rauchopfer seien in Erinnerung gebracht). Ja, viel angelaufenen Geistlichen ist der Rat zu erteilen und nicht unnützlich gewesen, die am häufigsten begehrten Leichenreden im voraus mit den allen Fällen gemeinsamen Gedanken und Wahrheiten, mit dem Ernste des Todes und dem Troste des Lebenssieges auszuarbeiten. Gerade die Häufigkeit verlangt und erklärt dies; denn bei der Menge tritt das rein persönliche Moment in den Hintergrund. Dass der Grundtext immer zu Rat gezogen werden muss, um die Fülle des textlichen Gedankens sich näher und der Gemeinde zu übermitteln, leuchtet am ehesten ein, wenn man an die Fehler denkt, welche in der Psalmenübersetzung zuweilen vorkommen. Das Wort des 84. Psalms von den mit Segen geschmückten Lehrern würde nicht so oft angewendet werden. – Man halte sich dann an die gegebenen Verhältnisse und enthalte sich der Konjekturen, die mehr wissen wollen als Gott kundtut, und an Gräbern ausschmücken, was aus dem Knaben hätte werden können (Luk. 1,66), wenn er eben – nicht gestorben wäre. Getröstet wird damit nicht und Gottes Ehre nicht gemehrt.

❷ Die Taufrede. Voraussetzung zu ihr ist die strikte und gehorsame Benützung des Taufbefehls und der Stiftungsworte des Herrn, wie der Gebrauch des alten Taufsymbols, in dessen Kürze all die Heilsrealitäten beschlossen sind, zu denen das Kind durch das Sakrament in lebensvolle Beziehung gesetzt werden soll. Die Abrenuntiation, immer wieder fälschlich Exorzismus genannt, ist nicht, wie etliche wähnen, der missionarischen Spendung entnommen, sondern in der Kirche aller Zeiten mit Recht als Zeichen und Zeugnis der Abkehr von der Welt der Finsternis, dem dann die glaubensvolle Zukehr zu dem König des Lichts Korrelat ist, aufgefasst worden. – In die Taufhandlung gehört sie folgerichtig hinein, die bekannte Einrede zeigt nicht nur die Verkennung des Einzelstücks, sondern des Bekenntnisaktes überhaupt. Dass neben der *fides reflexiva et discursiva* auch eine *fides directa* besteht, ist nicht ein Fündlein der alten Dogmatik, sondern ein aus tiefster Psychologie der Kindesseele erflossener Satz. Die Bindeglieder nun zwischen den einzelnen Hauptstücken der Taufe mag die Taufrede geben, welche den Segen des himmlischen Bades aufzeigen und die Größe des Tages betonen soll, an dem ein König ohnegleichen sich zu einem der Seinen neigt: Ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein. Dabei soll die Pflicht der christlichen Erziehung umso mehr betont werden, als sie die eigentliche Voraussetzung für die Darbietung des Sakramentes überhaupt ist (**μαθητεύσατε βαπτίζοντες** dem ganz parallel **διδάσκοντες τηρεῖν** Matth. 28,19.20) und je mehr die Tauffeier zu einem sinnigen Familienfeste

herabgewürdigt wird, bei dem die Nebenumstände die Hauptsache verdrängen. Freilich bedarf der Täufer bei solcher Rede die Kraft, aus allerlei abschätzigen und anzüglichen Bemerkungen sich nicht beirren lassen, ja auf die Einladung zu verzichten, deren Befolgung den Diener der Kirche oft in peinlichere Lage bringt, als deren Vermeidung. Trinkspruch und Taufrede reimen sich selten zusammen. Ein Diener aber des Herrn frage, wie Chrysostomus sagt, nicht ob er den Menschen, sondern ob er Gott gefalle.

③ Die Konfirmationsrede. Die Kirche der Reformation ist mit der Lehre von der Konfirmation noch nicht fertig, und erst die Not der kommenden Zeit wird sie zwingen, sich klar über Wesen und Unwesen der Konfirmation zu werden. Der Überschätzung mit der solennen Formel: Nimm hin den Heiligen Geist, der Lehre von dem sakramentalen Wert der Handlung, deren *virtus ac valor* in sehr allgemeinen Ausdrücken angegeben ward, ist notwendigerweise die Unterschätzung gefolgt: kirchlicher Abschluss der Schulzeit, daneben noch Mündigerklärung der Kirchglieder und Zulassung zum Herrenmahl, beides als schmückende Sinnigkeiten. Der feierlichen Absage und Zusage des Taufgelübdes, der Verpflichtung zur Treue gegen die Bekenntniskirche tritt jetzt das Bestreben entgegen, keine Verpflichtung „drückender Art“ dem Kinde aufzulegen, als ob es andre Verpflichtungen gäbe als eben drückende für den nämlich, der sie nicht will: denn die Verpflichtung, welche die Kirche auflegt, (1. Tim. 4,14; 6,11ff.) ist nimmer eine Kette, die sich um den Fuß schlingt und den wahren Lebensmut niederschlägt, sondern ein fester sichrer Stab, an dem sichs gut gehen lässt, ohne dass der Gang unstet und der Weg unsicher wird. Ob nicht Konfirmation und Abendmahlsfeier getrennt werden soll, fragen mit Stöcker die einen, ob nicht die Konfirmation rein katechetisch gehalten werden muss als Ausweisung, welchen Ertrag der Katechumenat gehabt hat, die andern. Man nehme zunächst die bittersten Schäden wahr, teile die Konfirmandenmassen in übersehbare Gruppen, konfirmiere nicht zu frühe, im übrigen aber bleibe man bei der Erneuerung des Taufgelübdes: *abusus non tollit usum*. Dass Tausende nicht fähig sind, die einzelnen Stücke verstandesmäßig sich zu vergegenwärtigen, unter andren sich allzu wenig denken, berechtigt die Kirche, so lange sie nicht zur Gesinnungsgemeinschaft geworden ist, weil sie eben (**στυλος καὶ ἑδραῖωμα τῆς ἀληθείας** ist, Stütze und Stützpunkt der Wahrheit (1. Tim. 3,15), wahrlich nicht, von der Forderung des Bekenntnisses abzusehen, dessen Irrelevanz zugeben sich vom Herrn verlieren heißt. Dies vorausgeschickt wird die Konfirmationsrede den Kindern in kurzem zu zeigen haben, was die Kirche für sie und an ihnen getan hat, indem sie Jesum (Gal. 3,1) vor Augen malte, den ganzen Jesus der Schrift und der Geschichte, was die Kirche um Jesu willen getan und gelitten hat und wie es Pflicht des einzelnen sei, auf diese Kirche stolz zu sein und groß von ihr zu denken, die eben in ihrer konfessionellen Besonderheit nicht im wirren Streit, aber in der wahren Behauptung ihrer Gnadengaben, der Gaben der ursprünglichen *ecclesia vere catholica* sich bewege und bewahre, ihr Dienst und Treue zu halten. Je weniger rührselig diese Ansprache ist, je mehr sie auf den Willen geht, dass er es für Schande achte, Jesum und die Kirche zu verleugnen und am Traualtar der Konfirmation leichthin zu vergessen, desto mehr hat sie ihren Zweck erfüllt. Zu warnen ist davor, dass der Konfirmator auf dem Dorfe die Gefahren des Stadtlebens ausmale, als ob nicht auf dem platten Lande die Seelen auch gefährdet wären. Durch solche Mahnungen wird der Pharisäismus genährt, der schlimmer ist wie das Stadtleben.

④ Die Beichtrede. Es ist kaum zu tadeln, wenn auf dem Lande, wo der Geistliche in der Frühlings- und Herbstzeit je sechs Kommunionssonntage vor sich hat, er ein und dieselbe Beichtrede den Samstag über Samstag zur Beichte Erscheinenden darbietet. Sie wird ja bei den Eheleuten andere Formen annehmen müssen als bei der

heranwachsenden Jugend, an Schüler sich anders wenden als an Greise. Aber die Hauptgedanken bleiben doch dieselben: der Mensch prüfe sich selbst (1. Kor. 2,28), damit er nicht an dem Kreuzestode des Herrn von neuem Schuld trage (Hebr. 6,6), und statt mit dem Arzte seiner Seele, dem Lebensfürsten, in Verbindung zu treten, mit dem schrecklichen Richter sich begegne. Denn dass jeder Nachtmahlsgast von der Persönlichkeit Jesu Reales empfängt, ist wiederum nicht dogmatische Ausklügelung sondern in der Natur der Sache belegene Wahrheit. Der das Sakrament in feierlichster Weise einsetzte – die neuesten Fündlein von Paulinischer Erfindung und Anlehen an syrische Mysterien können füglich übergangen werden – hat, wie immer seine Worte verstanden werden mögen, im Zeichen und Sinnbild Wirklichkeiten geben wollen, mit denen jeder in Zusammenhang kommt, der sie nimmt. – Welche Wege zur Selbsterkenntnis führen, werde angezeigt, das Urteil der Welt in seiner Wandelbarkeit, der Umgebung in ihrer Wechselhaftigkeit, des Gegners mit dem scharfen, des Freundes mit dem ernstesten, treuen Blick, wie das Gesetz das vernichtende, Jesu Vorbild das klarste und ernsteste, aber auch barmherzigste Urteil spricht. Denn nicht gelte es zu fragen: Was würde Jesus hier tun oder getan haben, sondern zu erkennen, was er getan hat und wie wir, an ihm gemessen, auf tausend nicht Eines antworten können. Die alte Haustafel, das sechste Hauptstück des kleinen Katechismus müssen beigezogen werden, nicht um zu „Standespredigten“ den Text zu geben, sondern um die allgemeine Sündhaftigkeit, deren Erkenntnis ebenso schwer als das Bekenntnis bequem ist, am einzelnen zu erweisen. Die alte Einteilung der Sünden mag fremdartig anmuten. Aber an ihrer Hand wird die Unterlassungssünde (Jakob. 4,17; dieser Brief ist überhaupt als Beichtspiegel sonderlicher Art zu brauchen. Kögels Bibelstunden öffnen sein Verständnis), erklärt, die „Sündhaftigkeit kleiner Sünden“ (es sei an das tiefe Büchlein des Londoner Bischofs Jakson † 1884, das leider nicht in deutscher Übersetzung vorliegt, erinnert) aufgezeigt, vor allem aber der Ernst des durchsündeten Zustands erläutert. Die Jugend mag der Übereilungs-, das spätere Alter der Beharrungssünde zu zeihen sein. Aber in allem Ernste der Bußpredigt – *mea peccatilla coram te quanta peccata!* – habe doch Jes. 40,1 den Grundklang! Von dem schweren wichtigen Hintergrunde der Sünde hebt sich seit dem großen Dienst der Fußwaschung von Erdenstaub und Tagessünde die erbarmende Gnade ab, die nicht nur vergeben, sondern vergessen will. Das macht es, dass nicht fleischlicher Eifer, etwa gar persönliche Gereiztheit und Verletztheit in der Beichtrede das Wort führt, sondern das herzliche Mitleid aus der Erkenntnis des eignen Wesens: *noli erubescere, mi frater, profiteri tua peccata, nam nescis utrum non commiserim ego maiora quam tu peccata* – und die große Freude an der Sonne, vor der alle Nebel zergehen.

⑤ Die Trauredede. Sie scheint mir wenigstens noch schwerer als die Trauerrede. Hier ist doch mit einem abgeschlossenen Leben und über ihm zu handeln, an das weder Forderung noch Erwartung sich wendet, aber dort beginnt ein neuer Pflichtenkreis, der in sich die Möglichkeit trägt, weitere Lebensverhältnisse auszugestalten. Die aber den Bund schließen, wollen auf die ewigen Grundlagen jeder Lebensordnung und auf die Verpflichtung zur Selbsterziehung, zur gegenseitigen Förderung in der Erkenntnis des Einen und Notwendigen hingewiesen werden. Dazu bedarf es eingehenderer Kenntnis der Charaktere, als gemeinhin möglich ist, den Mut, die Wahrheit zu sagen, auch wenn sie verletzen kann, den Verzicht auf den Ruhm einer schönen Rede. Denn der Diener des Wahrhaftigen ist nicht zur Dekoration einer Feier bestellt und bestimmt, die nur durch seine Beziehung ihre Zugehörigkeit zur Kirche bekundet, sondern zur Schärfung des Gewissens und zur Ermahnung, Treue zu halten. Die Arabesken, welche die Hochzeitsfeier umschlingen, zu winden bleibe andren überlassen. Löblich ist es, wie Kögel z. B. es gerne tat, die Konfirmationssprüche der Brautleute zum Texte zu wählen, besser noch, wenn die

Brautleute selbst ein Gotteswort angeben, in dem, was sie brauchen und geloben, gefunden werden soll. Jedenfalls soll keine Kasualrede so vorsichtig und weitsichtig, so schlicht und so ganz aus dem Worte Gottes heraus gehalten werden wie diese, der die Gefahr dichterischer Trivialität und sentimentaler Allgemeinheiten am meisten droht.

⑥ Die Trauerrede (Leichenpredigt). Es ist viel gefragt worden, ob die persönlichen Verhältnisse eingehend oder nur kurz gestreift werden sollen, ob vom Toten viel gesprochen oder möglichst geschwiegen werden soll. Es scheint nur Mannesmut, wenn das Leben des Abgeschiedenen mit Ernst gerügt wird, und wenn er zu den höheren Schichten gehörte, mag es auch wirklich Mut sein, der bei den Frommen als Freimütigkeit empfunden und gepriesen, wohl gar zum Ruhm eines „sozial empfindenden“ Geistlichen verhelfen wird. Und doch ist es nur dann rechter Mut, wenn das Urteil über dem Toten – denn die Kirche hält nicht Totengerichte, sondern tut wie 1. Petri 2,23 geschrieben ist – vordem an den Lebendigen ob auch unter vier Augen, unter denen man sich die besten Freunde und die schlimmsten Feinde erwirbt, gelangt ist. Wenn die suchende, mahnende, strafende Seelsorge nicht geübt ward, dann ist es nicht recht Gericht zu üben, dann ziemt es sich zu schweigen und vorher das eigne Gewissen anzuklagen. War aber vorher Mahnung erfolgt, dann soll auch am Grabe das Zeugnis wider das Unrecht nicht verstummen, sondern klar und deutlich, aber ohne Schärfe sein: Röm. 12,19.

Freilich häufiger und gefährlicher ist das eitle, törichte Menschenlob an den Gräbern, das dem Worte Gottes Gewalt antut, um Menschen selig zu preisen und Großtaten herauszuheben, die vor Gott anders gewertet sind. Es ziemt sich ja nicht, derer zu vergessen, in denen Christus Gestalt gewonnen hat: sie sind Führer, die das Wort Gottes gelebt haben, so verdienen sie Dank und Nachfolge. Aber die Hervorhebung der bürgerlichen Gerechtigkeit, als ob sie ein Anrecht auf den Himmel sichere, der Leistungen im öffentlichen Leben, als ob auf sie der Trost im Tode gegründet werden dürfte, ziemt sich nicht. Und es bleibt die Wirksamkeit des Geistlichen, dem die Unwahrhaftigkeit das Rückgrat gebrochen hat, für alle Zeiten gelähmt. So wird es ratsam und dienlich sein, von dem Verstorbenen möglichst wenig und knapp zu reden, damit der Vollton des Gotteswortes mit seinem Gerichte und Troste, die Gewalt des Todes, den Gottes Liebe in eine „gnädige zeitliche“ Strafe gewandelt hat, und der Sieg des Lebens gehört und gespürt werde. Am offenen Grabe trifft die Kirche die ihrer Entwöhnten und ihr Entwichenen: da soll sie suchen, im Ernst der Liebe werben, angesichts der Eitelkeit aller Dinge das Ewige ins volle Licht rücken, zur Buße mahnen und die Vergebung anbieten. Prunkreden mögen die Rhetoren halten, die jetzt jeder Verein stellt; die Kirche aber bleibe beim Worte! Es liegt auch manchem Geistlichen nahe, mit Dingen zu trösten, die entweder nicht feststehen oder, wenn sie feststehen, nicht allewege trösten, so mit dem Wiedersehen, als ob jenes Wiedersehen Luk. 16,23 tröstlich gewesen wäre und als ob wiederum jene Stelle Philem. 15 beweiskräftig genug wäre. Kräftig und kraftvoll ist nur das Pauluswort, das eigens für das Weh des Scheidens geprägt ist, Röm. 14,8 und 1. Thess. 4,17: *παντοτε* allorts und aller Zeiten werden wir mit dem Herrn sein. Es ist unaussäglich Zartheit Gottes, dass er, dessen ewiges Abbild und eingeborner Sohn in den Tagen seines Fleisches Tränen dargebracht hat (Hebr. 5,7) und vor dem Tode erschauerte (Joh. 11,38), alle Tränen abwischen wird, nachdem dieser sein Sohn überwunden hat (Offb. 5,5; 21,4). Das „Weine nicht“ aber, das der für alle den Tod geschmeckt hat zur tiefsten Trauer sprach, ein Wort des treuen Mitleids und des herzlichen Mitwissens mit aller *δλψυφ και στενοχωρια* dieser Welt, soll an den Gräbern immer wieder bezeugt werden. Rührung zu wecken ist leicht, sie zu heiligen schwer; es gibt unwahre Tränen der Scheintraurigkeit, dann der weltlichen

Traurigkeit, – die wahren Tränen aber wollen in der Arbeit trocknen und die sie haben, überwinden das Leid durch größere Treue.

Leicht kann noch die Frage erhoben werden, ob denn immer geredet sein müsse, ob nicht durch Darbietung von Schriftworten und kurzem Gebete oft mehr gedient werde. Wenn nicht bei den Armenleichen mit dieser Weise begonnen wird, so mag es nur gut sein, mit ihr zu beginnen. Es wird ein geeigneter Schriftabschnitt, wie sie jedes Kirchenbuch aufweist, ein Gebet (wohl auch ein freies, wenn es nicht erst der Augenblick schafft) wohl empfunden werden. Dass über dem Grabe das Jahrhunderte überdauernde Gotteswort ertönt, ist oft der beste Trost.

⑦ Die übrigen Kasualreden (politische, kirchliche). Die politische, wie sie an den Festen des Landesherrn, in Kriegszeiten geboten ist, sei nicht ein geschichtlicher Aufsatz, nicht ein byzantinischer Huldigungsakt, sondern schärfe die Pflicht gegen die Obrigkeit, danke für den von ihr gewährten Schutz, finde den Ton treuer Anhänglichkeit und lasse das Gebiet, das nicht in das Gotteshaus passt. In den Kriegspredigten und -reden nur von den Feinden und deren Schändlichkeit zu reden würde der Kirche nicht anstehen, die in der Welt, nicht von der Welt ist und Leidenschaft nicht wecken, sondern rügen soll, wobei das Zeugnis der Wahrheit gegen Unbill und Unrecht und das Wort des Dankes für göttliche Bewahrung des Volksgewissens und die Reinigung seiner Eigenart nicht fehlen soll.

Ansprachen vor Amtsbrüdern, etwa in Synoden, unterstehen der schärfsten Kritik, sagt man, und sind doch so einfach, wenn der Geistliche sich selbst die Predigt hält. Dann wird der Bußton und die Stimme der Ermahnung und des dankbaren Preises für die Nachsicht des Erzhirten das rechte Wort finden. Wer unter seinem Volke amtlich wandelt und nicht erst am Synodaltage ihm zu predigen anfängt, wird erfahren, was Luk. 22,32 verheißen ist. Dem nach eigener Bekehrung Trachtenden wird das echte Wort gegeben (Matth. 10,19) werden. – Es sollen ja nicht programmatische Erklärungen ausgesprochen, nicht weltbewegende Reformen eingeleitet und bevorwortet werden, sondern nur das Wort gelten, das nach alter Überlieferung Petrus an Klemens von Rom sprach: *Ne refuge suscipere ecclesiae gubernacula, peccati periculo deterritus, quin potius Statue te plus peccare, si populum dei in mediis fluctibus periclitantem, cum possis iuvare, tua Opera destituas. Si autem pro omnium salute invigilabis, pro omnium salute praemia accipies.* Will man aber die Mahnung Bernhards (serm. XII in cant. Reden über das Hohelied, deutsch von Pfr. Fernbacher) dabei beachten: *Fratres vereamur episcopos, sed vereamur labores eorum, si labores pensamus, non adfectemus honores,* so wird das beiden Teilen frommen.

Wenn endlich den Silvester- und Neujahrspredigten noch ein Wort gegeben werden soll, so rät man, falls beide zu halten sind, Texte zu nehmen, die sich nach Sinn und Bedeutung ergänzen, so aus dem 90., dem 103. Psalm, aus Jak. 4,14 bzw. 15, aus 2. Joh. den 2. Vers nach seinen beiden Teilen, aus Matth. 6,33.34. Rückblick und Ausblick finden sich in dem prüfenden Einblick zusammen: für den Jahresschluss wird illustrierendes Material genug vorhanden sein, Vergleiche des neu beginnenden Jahres mit Jahrhundertenerinnerungen können wirksam angestellt werden. Dank und Gelübde behalten den Hauptton.

⑧ Schlussbemerkungen zur gesamten Predigtstätigkeit. Die Auswahl der Lieder sei sorgsam, so gewiss die Gemeinde sich oft mehr am Lied als am Wort erbaut. Zu diesem Behufe muss man sein Gesangbuch kennen und lieben, nicht an den engen Umkreis von etlichen zwanzig Liedern sich binden lassen, sondern bald dahin, bald dorthin

greifen, auch Verse mitten herausholen, damit herrliche Lieder, nur weil sie lang sind, nicht bloß nach den ersten und letzten Versen bekannt sind und bleiben. Es ist durchaus nicht notwendig, dass der Gesang knapp an die Perikope sich anschließe, aber notwendig ist, dass der Schlussgesang das dankende Amen der Gemeinde auf das Gehörte wenigstens ermögliche. In der Wahl des Liedes erkennt man die innerliche Sorgsamkeit und in der Wahl der Melodie das Verlangen, die Gemeinde froh zu stimmen. Man habe auch den Mut, viel singen zu lassen: lieber kürze man die Predigt ab als das Lied. Die Gemeinde singt gerne, und die **ψαλμοῖς ὕμνοις ᾠδαῖς πνευματικαῖς** (Kol. 3,16) haben ihr gutes Recht und wollen und sollen es haben.

#### 4.

Die Gefahren des Predigers sind das schmeichelnde Lob und der verbitternde Tadel, denn beide führen zur Lässigkeit und Lauheit. Dem Anfänger wird jene, dem älteren Prediger diese Gefahr mehr nahen. – Der jugendfrische, unmittelbare, frohgemute Anfänger, dem die eben vergangene Zeit noch den Wagemut gelassen und gestärkt hat, gewinnt durch Frische, wohl auch durch den feurigen Vortrag und durch manche gewagte Behauptung, die ihm willig nachgesehen wird. Der natürliche Mensch sieht es gerne, wenn um die Kanzel sich die Leute scharen, und hört das liebliche Getöse des Lobes mit Freuden. Das ist an sich erlaubt und gut. Aber die Gefahr der Selbstüberschätzung, die das Geschenk Gottes als eignes Vermögen ansieht und die Leistung je höher wertet, je mehr sie gefällt, wird von dem Feinde aller Selbstsucht heraufbeschworen, der ein armes Menschenleben von dem Quell der Wahrheit scheidet und in ein Scheinleben führt, das unter dem Verdikt des Pauluswortes steht (Gal. 1,10). So entstehen die Lieblingswendungen in den Predigten, die Lieblingsworte und die Lieblingsbilder, die im Zeitalter der Freiheit zum Formelhaften verkühlen und erstarren, („von heiliger Stätte grüße ich dich, Gemeinde des Herrn, mit heiligem Gruße“), es kommt eine neue Welt von Ausdrücken herauf, die der edlen geistlichen Beredsamkeit fremd sein sollte, der Fischer- und Zimmermannsstil Zinzendorfs feiert seine Auferstehung, der Feuilletonstil mit seinen geistreichelnden Aphorismen, mit den gesuchten Antithesen, kurz alles, was anzieht, ohne den Willen zu beanspruchen, wird erkoren. Und zu den äußerlichen Konzessionen an den Zeitgeschmack treten bald die inneren: man hält Gottes Wort für gebunden, sich aber nimmer an seine Autorität, hebt Apologien an, die das zu Beweisende beiseite lassen und das Bekannte und Zugestandene emphatisch verteidigen, will dem Verstande nahe bringen, was nur der Glaube fassen kann, wirbt in gesuchten Ausdrücken und Anreden an die lieben „Freunde“ oder an „die andächtige Gemeinde“ – beides soll sie erst werden – um die Gunst. Da man seine Zuhörer genau kennt und vor dem heiligen Gott, dem Feinde alles Scheinwesens und der Phrase, ja der frommen zumal (Jak. 3,9 und Matth. 5,37), sich nimmer scheut, wird man sicher und verfällt in das Gericht der Leerheit.

Wenn dann eine ernste Kritik das verwöhnte Wesen trifft, dann kehrt Bitterkeit der Überhebung und Anklage auf Missgunst und Neid ein. Gott aber widersteht den Hoffärtigen (1. Petri 5,5). Wohl dem Prediger, der dann einen Seelsorger unter seinen Amtsbrüdern hat, einen Konfessionarius, der nach harter Arbeit an sich das Recht hat zu sagen, *ακαίρωσ ενκαίρωφ*, was dann Matth. 7,4 Christenrecht und -Pflicht ist. Ihm mag er seine Konzepte vorlesen, die bestgelungenen zumal und zumeist und sein Urteil willig auf sich nehmen, seiner Seele wird so vom Tode geholfen (Jak. 5,20) werden. Wohl dem Prediger, der in seiner Gattin, da getraute Treue die beste Treue ist, sein Gewissen findet,

dass sie den Mut der Wahrheit eben um der Liebe willen hat und sich nicht scheut, aus Christenverständnis heraus – dass sie dieses besitzt, sollte ja allewegen Voraussetzung sein dürfen – zu tadeln und zu warnen. Jener Besuch, den Tauler in der stillen Betstube empfing, eines „armen Laien,“ der den Geist prüfen konnte, hat den frommen Prediger in die Stille der Buße, auf die Höhe des Siegs geführt. Wohl dem Geistlichen, dem aus der Gemeinde solcher Warner ersteht. Und wenn unverdienter Tadel den älteren Prediger trifft, der sein Bestes gibt und um seine Kanzel es einsam werden sieht, dass er glaubt, er arbeite vergeblich und bringe seine Zeit unnützlich zu, die Sonntagnachmittagsprediger, die oft wie Prediger in der Wüste stehen? Wohl auch ihnen, wenn sie gestützt, gestärkt und vermahnt werden, dass sie ihr Amt getrost ausrichten und Gott reden lassen, was er durch sie noch reden will. Wer an Sterbebetten Zeuge war, wie längst verstorbene Prediger in etlichen Herzen weiter lebten und gerade die schlichtesten Zeugnisse bis in den Abschied hineinwirkten, der dankt dem Herrn, der solche Macht den Sündern gegeben hat, dass wer sie hört, ihn hören kann, und lernt nur immer wieder bitten: *Qui tu sancto Isaiae inspirasti, inspira quaeso etiam mihi; nam nisi tu inspiraveris, non credemus, non intellegemus.*

## VII.

### Das liturgische Handeln.

#### 1.

Das Wort Liturgie. Während das Wort *διακονοφ* so häufig im Neuen Testament gefunden wird, einmal weil es die gesamte dienstliche Tätigkeit, sodann weil es die sonderliche der Wortdarbietung an die Menschen bezeichnet, finden wir *λειτουργοφ* und *λειτουργια*, die seit dem 3. Jahrhundert für den Gebetsdienst gegen Gott gebräuchlichen Worte nur siebenmal, bezeichnenderweise viermal in dem Hebräerbriefe, der das priesterliche Tun des Herrn Christus am meisten betont. Dort werden 1,14 die Engel *πνευματα λειτουργικα* genannt, deren Dienst aus der Anbetung Gottes (Jes. 6,14 die Anbetung der vernichten könnenden und erretten wollenden Heiligkeit Gottes und der Dienst vor ihm in seinem Heiligtum) gestärkt wird. Im 8. Kapitel (Vers 1) wird der Hohepriester Jesus zur Rechten des Allmachtthrones erhöht, **των αγίων λειτουργός** genannt der im Heiligtum waltet und die heiligsten Pflichten in ihm verwaltet, der *διαφορωτεπαφ τετυχε λειτουργιαφ*, ein so weit höheres Maß der Anbetung erlangt hat, weil er sich selbst opfernd darbringt. Endlich (10,11) wird von jedem Priester gesagt, dass er täglich, Tag Um Tag **λειτουργών και τας αυτάς πολλάκις προσφέρων θυσίας**, im Gebet und Darbringung der Opfer dastehe. Der ursprünglich dem Worte zugrunde liegende Begriff tritt in den zwei andern Stellen Phil. 2, 25 hervor, wo Epaphroditus **λειτουργόν της χρείας** genannt wird, oder freiwillig und aus guter Meinung gewisse Leistungen für Pauli Bedürfnisse übernommen habe und Röm. 15,27 **έν τοίς σαρκικοίς λειτουργήσαι** Dienst in irdischen Fragen tun, während Röm. 15,16 sich der Apostel einen **λειτουργόν Χριστού Ἰησοῦ εἰς τὰ ἔθνη** heißt, der Jesu Christi Wort an die Heiden bringt, besser wohl der sich Christo für die Heiden zu eigen gibt.

#### 2.

Vorbild alles Gebets. Der Meister in dieser heiligen Kunst ist der, welcher in den Tagen seines Fleisches bittende (*δεησειφ*) und flehende, um Schutz und Hilfe dringlich angehende Gebete (*ικετηριαφ*) zu Gott emporgesendet hat, der seine Jünger in das Geheimnis seiner Gebete Einblick tun ließ, ja sie zur Teilnahme an ihnen einlud (Mark. 14,33), der vor ihren Ohren das hohepriesterliche Gebet sprach (der Name von David Chyträus, Professor in Rostock, gestorben 1600) und ihnen auf ihre Bitten das Herrengebet hinterließ als Muster und Vorbild aller Gebete. Gerade das letzte Gebet, in das er für sich, für die Jünger und alle, die durch deren Apostolat gläubig werden, alle Anliegen einsenkt, baut sich ganz auf dem Vaterunser auf: Gottes Selbstoffenbarung in seinem Namen hat der Sohn als die einzigartige, alle Größen umfassende und alle Nöte wendende und endende Kraft erwiesen, seines Reiches Kommen gefördert, indem er die Feinde des Reichs durch seinen Gehorsam bestand und die Bürger des Reichs befreite. So kann er auch in Erfüllung des Heilswillens sein Werk als vollbracht ansehen und seinen

Willen mit dem väterlichen eins wissen. Nicht bitter er für die Jünger, die eine große Aufgabe an die Welt haben, dass sie von der Welt genommen werden, vielmehr soll ihnen auf ihr beschert sein, was sie von ihr und in ihr und für sie bedürfen. Aber vor dem Argen, das ihre Schuld als unvergebbar, die Versuchung als unentrinnbar und die Sünde als unvermeidbar darstellt, wolle Gott sie behüten, damit endlich die volle Einheit der Jesusjünger mit ihrem Herrn und ihrer aller mit seinem Vater erscheine.

Jesus, der unablässig betet, weil er in unzerstörbarem Zusammenhange mit seinem Vater steht, also dass ihm das Gebet Lebensnotwendigkeit und einzige Lebensäußerung ist, dem jeder Gedanke zum Gebet wird, weil er in der Niedrigkeit des Heimatsrechtes nie entbehrt, schließt durch das Gebet alle Gedanken des Zweifels und der Anfechtung ab, damit er treu in seinem ganzen Hause bleiben und frei von jeder Sünde sein könne. So ernstlich und treulich er jeder Fürsorge zugewendet und auf das Kleinste und Geringste achtsam ist, um durch seine Beachtung es aus der menschlich-sündigen, weil auf den Schein sich gründenden Beurteilung zu entnehmen, so lebt er doch ganz in der Welt der Unsichtbarkeit, die aus seinem Wesen herausstrahlt und das Auge des Jünger Glaubens eine Herrlichkeit sehen lässt, deren Geheimnis er Joh. 1,51 andeutet. Jünger, die Jesu im Glauben, dass ihm alles gegeben sei, was er geben soll, anhängen, sollen den Himmel über ihm zu täglicher Verklärung geöffnet sehen, der sich nur vor dem Gottverlassenen in der Opferstunde des Kreuzes verschloss, und inne werden, wie zu dem geringen Menschensohn, dem zweiten Adam, die Engel, die Zeugen des Menschenfalls im Paradiese, sich niedergeben, um seine Bitten aufzunehmen und ihre Erhörung herabzubringen. So ist dem Herrn das Gebet eine über alle seine Anliegen als über göttliche Sorgen und Fragen sich erstreckende Frage an den Vater, die in Entscheidungsstunden *εκτενεστερον* (Luk. 22,44) andringender erhoben wird, zugleich aber die nötige und selige Selbstvergewisserung, dass der Vater ihn in dem Werke, das er ihm aufgetragen, und das Jesus um seinetwillen unverdrossen auf sich genommen hat, nicht lassen werde. Sohin ist der Inhalt dieser Frage und Selbstzusprache, alles Verkehrs mit seinem himmlischen Vater lediglich das Los und Leiden der Menschenseele, um die er wohl kraft seiner aller gründenden Weisheit vor seinem Menschendasein gewusst hatte, die er aber jetzt, in jedem Betracht der Menschheit angeglichen (Hebr. 2,17), damit er barmherzig, praktisch und tatsächlich mit dem Herzen bei durchlittner und durchlebter Armut der Versuchlichkeit und der Hinfälligkeit verweilen würde, erlebt hat. Das Hegelsche Wort von „Gott und der Seele“ gewinnt in diesem Zusammenhang Bedeutung: zwischen diesen beiden Größen, der alles kausierenden schöpferischen Gottesgröße und der sie negierenden und doch von ihr abhängigen und ferne von ihr unglücklichen Menschenseele steht Jesus, im Leiden lernend, im Lernen leidend, und betet. *Quomodo non dabit bona sua, qui passus est mala nostra!* Diese heilige Liturgie, die auf Erden ihn leiden und scheiden und für alle und alles (Röm. 8,19.21) den Tod erfahren ließ, die das Unmögliche zur Wirklichkeit erhob, dass die Lebensfülle der Lebensverneinung in jeglicher Form verfallen musste, führt jetzt der Verklärte weiter, bis niemand mehr sein wird, den sein Gebet nicht erreichte und nichts, an dem es wirkungslos sich erweisen könnte. Wenn aber das letzte Gebet der Fürbitte ausgesprochen sein wird, dann wird der Priester zum Herold werden, der Gottes Sieg all der Welt bezeugt. So in sein Leben hineingenommen wie er in unser Leben hineingestellt, von ihm angezogen war, betet die Gemeinde im Namen Jesu, im Vollbesitze seiner Gnaden und Kräfte, seiner Gaben und Güter, betet sie aber auch in bleibendem Danke zu ihm als dem, der sie ganz versieht und erfasst, erfahren und erlebt hat, dass er das Werk zum Siege führe, das er in ihr angefangen hat.

Von dem betenden Jesus haben die Jünger die Angst des Gebets gelernt und die Kraft des Gebets empfangen. „Siehe, er betet“ (Apg. 9,11) bezeugt der Erhöhte dem Bekehrten. Was er vorhin Gebet geheißen hatte, war nicht aus den Tiefen der Freude, sondern aus dem Zwange des Gesetzes gegangen, war mehr Ahnung Gottes, als Wissen um ihn. Nun weiß der Freund, was sein Herr will, während der Knecht es kommen ahnte, nun hebt die Mahnung an: **ἀδιαλείπτως προσεύχεσθε**, (1. Thess. 5,17), **τῇ προσευχῇ προσκαρτεροῦντες**, (Röm. 12,13). Die wenigen Gebete, welche das Neue Testament uns aufbewahrt hat, die Lobpreisungen der ihrer Vollendung entgegenharrenden Gemeinde in der Heimat münden in das gewaltigste Gebet aus, dessen Kürze (Luther nennt es einen „göttlichen Lakonismus“) – *ἰησοῦ κυριε ερχου*. Ja komm Herr Jesu! – alles, was Himmel und Erde, Menschheit und Kirche verlangen dürfen und müssen, umschließt. Hier wird das Gebet zur erobernden Tat. „Gott wird das Seufzen der Seele ein Wort und dies Wort ein Gebet sein lassen,“ und vor dieser Macht wird seine Allmacht sich beugen (Alex. Vinet). Alle Widersprüche, die das Leben beschweren, der „Werkeltag, der sonst den Sonntag verdrängt,“ all die Widrigkeiten, die der Seele das königliche Gepräge abtun und die Freude am Unguten und Niedrigen einkehren lassen, die ganze Armseligkeit des Feindes, der Güter vortäuscht und Enttäuschung gewährt, der Menschen mordet, indem er sie verblendet, die Menge der ungelösten und nach Erlösung verlangenden und aussehenden Aufgaben, das verhaltene Heimweh, dem das Wort gilt „Sucht, was ihr sucht, aber nicht, wo ihr sucht,“ der laut anschwellende Triumph des Anklägers, der die wenige Zeit (Offb. 12,12) zu reichstem Gewinn ausnützen will, – all diese furchtbaren Kontraste ringen nach Ausgleich, nach endlicher Offenbarung des Wahrheitssiegs, die in der Zukunft Jesu geschehen soll.

### 3.

In den Gottesdienst der ersten Gemeinde zieht der Dank für die geschehene Erlösung, das Gebet um ihre Verwirklichung ein. Das Vaterunser ist nicht ständige Gebetsform, aber bleibende Gebetsform. Aus ihm erwachsen die großen Kirchengebete, aus seiner Doxologie (die doch um 150 entstandene, von Mich. Bryennios 1883 aufgefundene *διδαχη* hat sie bereits) erstehen die großen Lobpreisungen der alten Kirche, die hohen Hymnen, welche das Altarsakrament umranken, die in der Ursprache noch machtvoller klingen. Durch das Mittelalter dringen und wahren diese alten, Jahrhunderte verneuenden und aufleben lassenden Gebete. Und mit der Treue, die Bewährtes bewahrt und den Zusammenhang mit der betenden und feiernden Kirche aller Zeit festhält, weil er nicht zerstören, sondern wiederherstellen will, führt Luther alle diese Gebete in seine deutsche Weise, und nimmt die Kirche der Reformation (vgl. das Rektoratsprogramm von Leipzig 1914 von D. Althaus) aus allen ihr zu Gebot stehenden Schätzen, was sie brauchen darf und kann. Wobei trotz der zuweilen fast bedrückenden Entdeckungen in jenem Programm noch sich fragen wird, was die gemeinsamen Quellen der Gebete sind und was aus evangelischen in katholische Gebete übergegangen ist.

Die geschichtliche Kontinuität, wahrlich nicht äußerlich festzuhalten, aber auch nicht zu vergessen, wo sie innerlich sich darbietet und vernötigt, geht durch die betende Kirche: das ist Gemeinschaft der Heiligen und am Heiligen zumal. Der geschichtslose Rationalismus, dem das „so sangen unsre Väter“ genug war, um ein Gebet und Lied nach seinem Bilde zu modeln oder, wenn es sich sträubte, zu verwerfen, hat unsre Agenden und Kirchenbücher mit langatmigen Eloboraten angefüllt, die nicht einmal den Vorzug der Sprachkorrektheit haben, hat die Variationen in Segenssprüchen und Kollekten

gutgeheißen, die jeder kraft seiner Menschenwürde wagen kann, ohne zu bedenken, dass Vergangenheit und Gegenwart gleichmäßig vergewaltigt werden. Und die Auswüchse dieses Rationalismus finden sich in den unziemlichen Korrekturen, Besserungen, Streichungen, Überklebungen, welche das Kirchenbuch, das schon als fremdes Eigentum Achtung und Schonung beanspruchen könnte, überdecken. Es ist ein trauriges, weil pietätloses Unterfangen, wenn der Anfänger alsbald seinen ungereiften und ungeläuterten Geschmack zum Richter über das kirchlich Statthafte und der Gemeinde Zuträgliche erhebt und ändert oder an Stelle des durch Jahrhunderte hindurch geretteten Kirchengutes, – denn ganz und überall gelang es nicht, es zu verdrängen, – eine Sammlung neuer Gebete einsetzt.

#### 4.

##### Praktische Winke.

① Wenn, was sich von selbst verstehen sollte, der Geistliche die agendarischen Gebete vorher durchliest, wird er imstande sein, sie recht zu beten und wenn er, was nur zu raten ist, die Hauptteile der Liturgie sich einprägt, kann er freier und ausdrucksvoller seines Amtes walten. In Bauerngemeinden wird noch jetzt als Ruhm des Pfarrers genannt, dass er „schön wandle,“ d. i. die Liturgie würdig und erbaulich der Gemeinde zum Bewusstsein bringe. Kann er singen, so tue er es in geweihter, nicht in künstlerischer Weise, will die Gemeinde den Gesang aus alten Sorgen heraus nicht, so zwingt er ihn nicht auf. Es ist Willkür, in Mitteldingen Zwang auszuüben, wie es Willkür ist, in Hauptfragen „Freiheit“ walten zu lassen. Die ruhige, andächtige Haltung am Altare mag der Gemeinde bezeugen, dass der mit ihren Sorgen und Anliegen vor Gott tretende Dolmetscher ihrer Gebete ganz von diesem hohen Amte erfüllt ist und erweisen, wie er sich vor Gott und im großen, bereichernden, über die Niederungen des Lebens hinaushebenden Zusammenhang mit allen Gläubigen auf Erden und den Vollendeten, mit der Gemeinde *viatorum et beatorum* weiß. – Löhes Vorrede zu seiner Agende, deren Schätze noch nicht alle gehoben sind, gibt über den Gang des Gottesdienstes das Beste. – Die Lesung der Perikope, die wahrlich auch vorher gelesen sein will, geschehe mit dem Ernste, der dem Wort Gottes gebührt, ohne Geste, ohne Bewegung des Buchs und die Aufforderung zum Bekenntnis des Glaubens nicht mit Worten eigener Wahl, die der Gemeinde den Beweis der Aufrichtigkeit, aber zugleich der Ungeeignetheit des Dieners Christi geben. Denn nicht eine *schola quaerentium* umgibt den Altar, nicht eine Philosophenschule ist die Gemeinde, sondern die *ecclesia possidentium*, welche auf dem Grund der Apostel und Propheten sich erbaut»

In den kurzen Kollekten, die zusammenfassend und gedrängt darbieten und erbitten, was erbaut und fehlt, wie in den längeren Kirchengebeten herrscht die Wahrheit, auch in den gewaltigen und über Menschenmaß hinausreichenden Ausdrücken. Wenn dieser Wahrheit, auch in den gewaltigen und über Menschenmaß hinausreichenden Ausdrücken. Wenn dieser Wahrheit dienend, wie Zezschwitz in der Epiphaniensparentation (6. Jan. 1872) von Löhe sagt, das „Gebet wie eine Flamme“ emporzieht, dann verzehrt es auch die Bedenken der Reflexion. Die freien Gebete auf der Kanzel wollen überlegt und geschrieben sein. Nicht jeder kann sie in würdiger Weise darbieten, weshalb Liederverse ausgesucht sein müssen, die solchem Zwecke dienen, besser ein gutes Darlehen aus dem Schatze der Kirche als dürftige Eigendarbietung! Das freie Gebet in seinen Ehren (wiederum wird Löhes bester Traktat vom Sabbath und Vorsabbath mit der Anleitung zum

Herzensgebet zu nennen sein), aber in die Kirche gehört es nicht. Das Kämmerlein, die Studierstube mag und muss es pflegen. „Aus dem Buche bete ich, was ich soll, aus dem Herzen bete ich, was ich will,“ sagt Luther. – Hier kann man mit seinem Herrn ohne Zeugen reden, auch dann, wenn die Worte gebrechen und die richtigen sich nicht einstellen wollen, aber im Gotteshause will die Gemeinde im Gegebenen, im Geformten sich finden. Sache des Betenden wird es sein, das Geformte nicht zur Formel herabsinken zu lassen.

② Besondere Beachtung verdient und erfordert die Feier des Herrenmahles. Wenn es möglich ist, gehe die Beichte nicht unmittelbar voraus, jedenfalls werde sie durch Gebet und Nachtmahlslied von der Abendmahlshandlung auch zeitlich geschieden. Es muss bei der Bescheidenheit des evangelischen Gottesdienstes dem Geistlichen ein Anliegen sein, nicht allein, dass seine Amtskleidung immer würdig und wohlanständig, sondern dass der Altar dem Dienste entsprechend geschmückt und geziert sei, dass künstliche Blumen ihm ferne bleiben, Stearinkerzen und Schwefelhölzer nicht herumliegen, sondern frische Blumen und schlichte weiße, unverzierte Kerzen ihn schmücken, dass die Gefäße von Zinn und falschem Silber verschwinden, dass die Abendmahls-elemente dem alten Satze entsprechen: *panis de tritico, vinum de vite*. Die Prüfung hierüber soll er sich nicht erlassen. Die Einsetzungsworte sollen ihn und die feiernde Gemeinde daran gemahnen, von welchem Hintergrunde sich das Geheimnis der Liebe sich abhebt. „Unser Herr Jesus Christus in der Nacht, da er verraten ward.“ Wo die Sünde ist mächtig geworden, da ist die Gnade noch viel mächtiger geworden. Und wer sich in diese Worte versenkt, dem werden alle Fragen und Bedenken in das übergewaltige Geheimnis der Liebe versinken: Für dich und deine Sünden. Die Konsekration mit dem Kreuzeszeichen ist löblich und recht, dass sie nicht notwendig ist, weiß der lutherische Christ, der es missen kann, wenn nicht Absicht bei der Unterlassung ist. Die Konsekration aber ist nicht – das müsste nicht erst gesagt werden – Wandlung und Weihe, sondern die gehorsame Entnahme der geringen Elemente des Brotes und Weines zu höchsten Spenden, ist Darbringung der Erdengabe an den himmlischen Herrn, dass er sie mit ewigen Gütern erfülle. Wenn dem so ist, bleibt die sog. Nachkonsekration auf der gleichen Linie der anfänglichen und ihr gleich diensam. Sie zu unterlassen ist noch kein Zeichen tieferer Erfassung des Sakramentes, kann aber leicht zum Anstoß für Schwache werden, auf welche Rücksicht zu nehmen der Diener des barmherzigen Herrn allen Grund hat. Die Rezitation der Testamentsworte bei der Distribution hat ihr Recht, entsprechende Gottesworte müssen sie begleiten, können und sollen sie aber nicht ersetzen. Wer ein Herz für heilige Sitte hat, achtet auch auf die übriggebliebenen Teile der Elemente. Es ist unwürdig, wenn fast noch angesichts der Gemeinde der restige Wein von den Läutknaben ausgetrunken wird. Wie überhaupt der Diener der Kirche, der die schönen Gottesdienste ohne ästhetisierende Willkürlichkeiten und liturgische Künsteleien liebt und will, den alten Satz im Herzen behält: *domum domini decet decorari*. Es ist nicht evangelische Freiheit, wenn hinter dem Altare abgetragene Chormäntel, ausgeschossene Liedertafeln und zerrissene und zerschlissene Gesang- und Gebetbücher ihr Stilleben führen. Und es ist unziemlich, wenn in der Sakristei Eier umherliegen, weil vielleicht vor der Predigt eines genossen wurde, wie es auch unstatthaft ist, in die Sakristei die Studierstube zu verlegen.

③ Es ist verwunderlich, dass oft die Sentimentalität mehr vermag als die Kirchenordnung und was als Gebot drückend empfunden wurde, durch jene als lieblich sich empfiehlt. Da wird der Tote im Sterbehause „ausgesegnet,“ vielleicht vor der Überführung noch einmal „gesegnet,“ um im Grabe wieder und erst recht „gesegnet“ zu

werden. Da wird mit dem Toten fast Zwiegespräch gehalten, er angeredet und apostrophiert. Derartiges mag wiederum den Prunkrednern überlassen bleiben, der Diener des Wahrhaftigen soll es meiden, er soll den Leib des Christen mit Gebet und Bekenntnis des Lebenssiegs und der Lebenshoffnung der Erde übergeben und mit den Überlebenden und für sie um eine selige Nachfahrt beten, soll aber im übrigen nicht den Tod, der auch beim Christen nicht „ästhetisch“ ist, verschönern: das „Erde zur Erde, Asche zur Asche, Staub zum Staube“ ist und bleibt der furchtbare Ernst, den kein Segen wegnimmt, den selbst der Lebensfürst noch nicht weggenommen hat. Ist auch die Zersetzung eine gnädige, zeitliche Strafe, so ist sie doch Strafe und will als solche in Vorahnung zu ernster Demütigung empfunden werden. Noch ist der Tod der letzte Feind, der seiner Entmächtigung harrt, aber eben der Feind (1. Kor. 15,26). – Dagegen wird es wohlgetan sein, mehr auf die Grabschriften zu achten und die geradeaus heidnischen fernzuhalten, die rührseligen Reimereien zu vertreiben und die Elogien zu verbannen, denn in diese Rubriken zerfallen unsere Grabesschriften. Was soll es heißen „alles war ein Traum,“ „zur ewigen Ruhe,“ „siehe da, die Stätte, wo sie viel hinlegten?“ – Warum die Zitate aus „Miedings Tod“: „Fest steh` dein Sarg in wohlge gönnter Ruh!“? Warum darf man lesen: „Wandrer, stehe hier zu lesen, was im Grab ein Vater spricht (!), Erdenglück und Ruhm verwesen (der Verlebte war Gastwirt gewesen), aber meine Liebe nicht. Grüß mein (folgt die Heimatsstadt) . . . mir und sag auch der Gattin meinen Gruß. Aber meinen Kindern sage: ferne von dem Reich der Plage leb ich fort, ihr guter Genius. Ich gedenke lange zu schlafen, denn die Qual meiner letzten Wochen war groß.“ Schiller, Matthisson und Eignes bilden vereint Widersinn und Widerchristliches. Die Elogien sind nicht zu zählen: man wundert sich billig über die Unsummen von Tüchtigkeit, die erst der Tod zum Vorschein bringen muss. Wenn man den Gerühmten nicht gekannt hat, so staunt man die Güte an, die in ihm gesammelt war, und wenn man ihn gekannt hat, staunt man meist noch mehr. Der Geistliche auf dem Dorf – und nicht nur dort – kann mit treuem Willen viel tun, er bringe in den Sitzungen seiner Kirchenvorstände derlei zur Sprache, halte, wie Löhne es gerne tat, geradezu eine Christenlehre oder Predigt über dieses Anliegen. Es wird nicht umsonst sein. Und der Platz um den Gottesacker, der Gräber in ihm sollen ehrlich und würdig gehalten werden. Der Liturg achtet auch auf solches, weil es heiliges Land ist, das ihm befohlen ward. Meist steht der Sinn für Genuss und Gutes bei den Lebenden und unter ihnen in umgekehrtem Verhältnisse zur Pflege der Totenstätten und Totenhöfe (1. Kor. 15,32).

Denn „Der Kirchhof ist ein feiner, stiller Ort, darauf man mit Andacht gehen und stehen könnte, den Tod, das jüngste Gericht und die Auferstehung zu betrachten und zu beten.“ Luther.

Es wird der Diener Jesu überhaupt gerne den Ort der Toten zu seiner Selbstheiligung aufsuchen müssen. Die Kirchhoferde wischt den Erdenrost weg. Die Dinge gewinnen ihr rechtes Maß und Gewicht. Das Richtige tritt zurück, das Ewige kommt näher. Die Bußpredigt an den Gräbern derer, denen wir treuer hätten dienen müssen, treibt zu ernsterem Dienste an den Lebenden. Jedes Grab hat seine Geschichte, die alten Kirchenbücher werden über den Toten lebendig, die Gegenwart wird durch die Vergangenheit für die Zukunft bereichert. Und so mitten im Schweigen des Todes und vor dem Ernste der Ewigkeit lernt der Diener Jesu das Schlecht und Recht des 25. Psalms beten, die wichtigste Bitte für des Lebens Ehrlichkeit, für die Ernstlichkeit des Arbeitens, um den Sieg über Schein und Scheinwesen. Nicht lebensfern und lebensmüde macht solches Gebet, sondern lebensfrisch, denn wem Christus Inhalt, Kraft und Ziel des Lebens geworden ist, dem ist Sterben Gewinn, das tägliche (1. Kor. 15,31) wie das letzte. Er kann

die Welt beherrschen, indem er sie verleugnet und daran denkt, dass das ganze Gerüste, der Schaubühne Welt bald an ihm vorbeigetragen werden wird (1. Kor. 7,32): *figura huius mundi praeterit*.

⑤ Füglich kann hier ein Wort über das Gebetsleben des Pfarrers gesagt werden. Es sei stetig, ernstlich, treulich und keusch. Wie viele Abhaltungen auch der Beruf bringt, so dürfen sie nicht von dem abhalten, wozu sie treiben müssen, damit der Beruf wohl ausgerichtet werden könne. Denn die Periergie kann wohl ohne Gebet bestehen und aus ihren reizvollen Abwechslungen leben, um schließlich in *ουδενεια* zu enden, wie Aristoteles es nennt, aber die Arbeit für die Ewigkeit nimmermehr. Von Gott innerlich geschieden, ohne Verlangen nach und ohne Zugang zu ihm können wir nur ein Nichts ausgestalten (Joh. 15,5): *omnia fui et nihil sum*. Darum soll das Fenster der Arbeitsstube, des Amtszimmers, des Herzens gegen Jerusalem gerichtet sein, hinüber über die Berge, von denen nicht Hilfe kommt, zu dem, der sie gemacht hat, um sie zu versenken (Matth. 17,20), und wiederum sie gegründet hat, dass sie trösten sollen, wenn sie fallen, weil über alles beständig und für die Ewigkeit gegründet Scheinende seine Verheißungen wahren und tragen. Das stetige Gebet geht von den bestimmten Gebetszeiten aus, um alle Stunden zu durchdringen und zu heiligen und erfüllt das ganze Leben mit dem Morgenglanz der Ewigkeit, wie er einst auf dem Antlitz des Stephanus ruhte. Wir kennen die Berichte des alten Veit Dietrich über den betenden Luther, wir leben und zehren noch von dieser Gebetskraft, die alle Sorgen auf Gott werfen konnte, der ihm in Christo ein gnädiger und durch ihn ein reicher Vater ward. – Am Gebet müssen wir das Beten lernen, sowie einer am A-B-C das Lesen. Wir zwingen uns zum Gebet, damit es uns zwingt, und lassen nicht von ihm, bis es uns segnet und der Erhörung gewiss macht.

Denn dem ernstlichen Gebete wird eine Erhörung, wenn auch nicht alsbald und die wunschgemäße. Es ist die große Gewalt, mit der ein armer Mensch in Gottes Rat und Willen nicht übergreift, sondern einkehrt, nur in Einem unbedingt, wo das *βουλομαι* dem *δελω* weichen darf (Joh. 17,24), in der Bitte um Heimkehr und um Frieden aus ihr. Solches Gebet wird zuweilen auch laut werden wollen: das eigne Herz erstarkt an seinem Wort und wird, in schweigsamer Gelassenheit verharrend, des Gottesgrußes an den schweigenden, der Worte nimmer mächtigen Moses gewürdigt werden: Warum schreiest du also? Es wird das Amen stark machen, weil es sich dadurch kräftigt und durch den Tag fortklingen, um ihn zu regieren. Treulich wird es alle Anliegen zu umfassen suchen, vom kleinsten Schüler, der dem Lehrer anvertraut ist, bis zu den Siechen und Alten. Es ist ja etwas Großes um die Fürbitte, in der so leicht Ermattung eintritt, dass sie gerne zu dem flüchtet, der allein von sich sagen kann: Ich bin ein guter Hirte. Aber der Versuch muss immer wieder gewagt werden, der in die Fürbitte Befohlenen, wie der ihr sich befohlen Habenden zu gedenken. Man betet für die Kranken im allgemeinen unter besonderer Bezugnahme auf einzelne, gedenkt der Lehrenden und Lernenden etwa mit eingehender Berücksichtigung der Konfirmanden. Vorab gedenkt der Diener der Kirche seiner Amtsbrüder und der Not ihrer Seele, ihres Gewissens, der Angst der Kirche über die ihr Entwichenen und Entweichenden und hält es nicht für schulmeisterliche Pedanterie, um die rechte reine Lehre zu bitten, ohne die das Kreuz Jesu Christi verdüstert und die Gnade verborgen wird. Am meisten aber sei dem Gebete die Keuschheit gewünscht, welche nicht viel von inneren Erfahrungen redet und die geheimsten Erlebnisse nicht auf die Straße wirft, sondern über das Heilige schweigt, bis die Stunde zu reden von Gott gezeigt wird. Die altkirchliche Litanei, über deren Bedeutung Johann Gerhard innerliche Betrachtungen anstellt, kann für das tägliche Gebet Handleitung geben. In dem großen Bittgebet, das auf Christi Leiden und Sterben sich gründet und in dem dreimaligen

„Miserere, gib uns deinen Frieden“ ausklingt, ist alles zusammengestellt, was das Herz des Pfarrers bewegen kann und soll, Haus und Gemeinde, Kirche und Volk, Krieg und Frieden, Beruf und Hantierung, Krankheit und Kummernis, Leiden und Scheiden. In dieses Gebet kann auch die Einzelfürbitte am ehesten eingefügt werden. Dass die Wochenbetstunde dieses Gebetes wieder mehr sich erinnern möge, dessen gesangsweiser Vortrag tiefe Schönheit in sich schließt, bleibt aller Mühe wert.

## VIII.

### Die Unterweisung der Jugend.

#### 1.

**D**ie Vorbereitung. Die innere und eigentliche Bereitung des Pfarrers zu diesem hohen Amte ruht in der Betrachtung des Herrnwortes: (Joh. 21,15) **βόσκει τὰ ἀρνία μου**. Es sind die auf ihn getauften, weil von ihm teuer erkauften jungen Seelen, die ihr Hirte in der Menschen Hände und Lehre anvertraut, nicht damit sie abgerichtet und abgespeist, auch nicht damit sie überanstrengt und übertrieben, aber auch nicht damit sie verzärtelt und verzogen werden, sondern damit sie Weide finden rechten Orts und rechter Art. Noch ist die Schule mit der Kirche, aus der sie erwachsen ist, so viel verwachsen, dass sie ihrem Einflusse sich nicht entzieht, noch ist Eingangs- und Ausgangsgebet im Brauche, und das Bild des Gekreuzigten ist nicht aus ihr gebannt. Und der mit wahrer Liebe zur Jugend und ihrem Herrn gegebene Unterricht, dem auch das ärmste Kind anhören kann, dass er gerne „etwas Großes von Christo aussagen“ möchte, hat noch die Verheißung des Erfolgs. Kinder mit ihrem wahren Freunde vertraut zu machen und ihnen das Vertrauen zu ihm zu wecken und zu erhalten, sie nicht mit Kenntnissen allein zu bereichern, die der Erkenntnis zwar vorarbeiten, nie aber sie ersetzen, sondern mit der Gewissheit anzutun, dass es alles so kräftig und gewiss sei auch im Himmel, ist ein großer Gottesdienst, zu dem mit gesammeltem Ernste, in sorgsamer Pünktlichkeit, mit geweihtem Wesen der Diener Jesu sich anschicken soll. Wenn schon im Unterrichte überhaupt Mangel an Sammlung und Freudigkeit, Übellaune und Misstimmung auf das Kind zerstreuernd einwirken, wenn dann der Mangel an Zucht immer des Lehrers Anklage, nicht nur Klage ist, so rächt sich ungeordnetes, sprunghaftes, unpünktliches Wesen beim Religionsunterricht am meisten. Wie soll dem Schüler das Herz über dem aufgehen, für das der Lehrer nur ein geteiltes hat?

#### 2.

Zu der inneren Bereitung und aus ihr heraus tritt die sorgsame Vorbereitung auf die einzelne Stunde, am besten die schriftliche. Man habe ein großes Heft, in das man dann Jahr um Jahr seine Bemerkungen und Gedanken, sein Erlerntes und Erlebtes einträgt, wie denn die methodischen Winke von Hempel und von Steinmetz, wohl auch die von Theodor Kaftan, deren jeder in seiner Art Bestes bietet, auf diesem Wege entstanden sind. Man bereite sich durch das Studium katechetischer Werke vor, so des neu erschienenen von D. Hardeland-Uslar (über Luthers Katechismus, aus seinen Schriften erklärt), so der Christenlehre im Zusammenhang von Zezschwitz, die fast zu kunstreich ist, und vergesse nicht, den großen Katechismus beizuziehen, der oft mit einem Worte, besonders im Dekalog, überraschende Aufschlüsse gibt. Käblers (nicht des Hallensers) Sententiarius (Aussprüche aus Kirchenvätern und Erbauungsschriftstellern), Fricke's Katechismuserklärung, vor allem das unausgebrauchte Geistliches und Weltliches von

Caspari geben immer wieder neue Gedanken, die man verarbeiten mag. Ärmer ist die Literatur an Erklärungen der biblischen Geschichte, die am besten aus dem Grundtexte an der Hand einer guten Bibelerklärung, etwa der sehr guten von Langbein (Jubiläumsbibel der Württemberger Bibelgesellschaft 1912) bearbeitet wird. Es mögen wohl drei Stunden Vorbereitung auf eine Schulstunde nötig sein, aber dieser Aufwand trägt und zinst sich leicht. Man wird gewisser, indem man gewiss macht. Bei den Fortschritten im Anschauungsunterrichte verschmähe man die Beziehung guter Bilder nicht noch die Lektüre von Reisewerken über das heilige Land (das Tagebuch von Orelli und die Erinnerungen des früheren Kultusministers Bosse an seine Kaiserfahrt 1898 sind trefflich, die Schnellerschen Bücher nicht zu vergessen, weil sie oft mit wenigen Fingerzeigen helfen). Man ringe mit dem Wortlaute des Katechismus und der Geschichte, bis man beides sich fest eingepägt hat, wie denn der Lehrer alles gelernt haben muss, was er ausgibt. Der Lehrer mit dem offenen Buch, von dem er immer wieder entlehnt, um weiter unterrichten zu können, ist eine klägliche Gestalt, aber der über dem Wortlaut des zu Lernenden erhabene keine erfreuliche. Die Frageform werde bis ins einzelne eingepägt, damit nicht die übel berüchtigten Wortfragen, etwa gar am Ende der Frage, oder die zu allgemein gehaltenen, auf die jede und keine Antwort passt, unterlaufen. Aber andererseits muss der Lehrer so gerüstet sein, dass er einmal von den Schülern sich leiten lassen kann und am Ende der Stunde ohne Gewalttätigkeit doch das ihm Vorgenommene erreicht hat.

### 3.

#### Der Unterricht.

❶ Allgemeines. Dass die Religionsstunde mit Gebet beginnt und schließt und dieses Gebet genau überlegt ist, sollte nicht betont werden müssen. Die Morgenlieder mit ihren frischen Melodien, die kurzen Psalmen, Kollekten, alles steht dem Lehrer zu Gebote, der doch ja nicht eine Andacht aus irgend einem Erbauungsbuch vorlesen wolle, das für die Jugend vielleicht nicht passt, auch nicht stereotype Verse wohl gar von einem Schüler hersagen lasse. – Dass in der Religionsstunde die körperliche Züchtigung und die Strafarbeit verpönt sein muss, wenn sie nicht ihres spezifischen Charakters frühzeitig entkleidet sein will, ist offenbar. Ein Lied dreimal abschreiben zu lassen, ohne auch nur Miene zu machen, die Abschrift zu kontrollieren, ist Barbarei und Untreue zugleich. Mit welchen Empfindungen wird der Schüler das Lied später ansehen, das ihm diese geistlose Arbeit eingetragen hat! – Wenn aber die Disziplin wankt und der „religiöse Memorierstoff“ (grauenhaftes Wort !) nicht eingepägt werden kann? Dann prüfe sich der Lehrer, wo seine Fehler liegen, ob er zu viel aufgegeben, zu wenig und zu selten verhört hat, ob er sich in Zucht nimmt und in Zucht hält, dann fliehe er zu dem, der Weisheit gibt, ohne es aufzurücken (Jak. 1,5), gebe weniger auf und verlange das Wenige von allen, überhöre alle und wenn es nur etliche Worte sind. In zehn Minuten muss eine mäßig große Klasse zu Wort gekommen sein. Er spreche mit dem unartigen und säumigen Schüler allein, lasse ihn wohl auch zu sich kommen: die Liebe hat mancherlei Schlüssel, und einer sperrt. Auch das tadelnde Wort darf nie die Grenze des Würdigen und Wohlbemessenen überschreiten. Denn der Lehrer ist an Gottes Statt. Er trachte auch nicht nach hohen Dingen und halte sich nicht an die Begabten allein, sondern neige sich zu den Niedrigen, ohne doch die Rascherfassenden zu langweilen. Die Pädagogik, die höher ist als alle Didaktik, so dass Trefflichkeit in dieser Mängel in jener nie erstattet, während der geheiligte Ernst, die Weisheit des Erziehers manchen Mangel in der äußeren Technik ausgleichen kann, ist eine tiefgründige Wissenschaft; wer sie liebt, dem wird viel Gutes zuteil. Wahrheit in Liebe,

stets neue Frische, Freudigkeit und Leutseligkeit müssen die Bahn bereiten, auf der Christus an die Herzen der Jugend kommen und in sie einziehen kann. Dass Religionsarbeiten und -noten ein Übel und nicht einmal ein notwendiges sind, leuchtet ein. Wo man sie abstellen kann, tut man, glaube ich, Gott einen Dienst daran.

② Die Religionsstunde in der Volksschule. Man halte sich doch nicht zu viel mit Definitionen auf, die immer wieder neue erfordern und dadurch weder klarer noch behältlicher werden, sondern lehre den Katechismus an der Hand der heiligen Geschichte und der Geschichte der Kirche, aus dem Leben heraus, gehe auf kindliche Fragen und Bedenken ein und lächle auch über ungereimte Fragen nicht. Man lasse mitten in der Stunde ein zum Erklärten passendes Lied aufschlagen und etliche Strophen aus ihm singen und lasse die Kinder selbst finden, was sie behalten sollen. Wer mit Erklärungen langweilt, wundere sich nicht, wenn die schönste Stunde den Kindern zur Qual wird, weil Konkretes abstrakt, Abstraktes aber nicht konkret wurde. Die biblische Geschichte erzähle man und lasse man mit den Worten der Schrift erzählen und meide die modernen Umschreibungen und Ausschilderungen, wie sie etwa in dem sonst anregenden Buch von H. Lhotzky (Der Weg zum Vater) beliebt sind. Die Kinder sollen doch wissen, dass sie weder Grimms Märchen noch Schwabs und Simrocks klassische und deutsche Sagen traktieren, sondern die von dem heiligen Gott in den Weltverlauf eingewirkte heilige Geschichte. Damit aber aller Augen auf ihn gerichtet seien, verschmähe der Lehrer zu sitzen und umherzugehen, sondern stehe an einem Punkte, von dem er alle überschaut, ziehe alle in die Arbeit hinein, kämpfe gegen das träumende Unwesen, das die Seele entnervt, und lasse das Frohgefühl nicht ermatten, dass von Gott Hören das Schönste und Beste, von allen Schätzen der edelste Hort sei.

③ In der Mittelschule. Ein Lehrer, der nicht über das dort nötige und gelehrte allgemeine Wissen verfügt, lasse die Hand von dem Unterricht, der ja nicht von jedem gegeben werden muss. Denn wenn wir auch dem Übervernünftigen dienen, aus den Geheimnissen unterweisen sollen, die aus keines Menschen Verstand gekommen sind, ist es doch nütze und Not, dass wir ohne Aufdringlichkeit des Wissens das Erdenwissen uns angeeignet haben. Es ist ja wohl wahrhaftig und für den rechten Lehrer nie abträglich, seine Unkenntnis in dem und jenem Einzelwissen anzuerkennen und einzugestehen, aber es schädigt die hohe Arbeit, in der wir stehen, um ihr Ansehen, wenn wir in Dingen Lücken zeigen, die bekannt sein müssten, noch mehr, wenn wir mit Kenntnissen uns hervorwagen, deren Dürftigkeit das helle Schülerauge bald durchschaut. Wenn in diesen Schulen, in die alle möglichen Bildungsfermente aufgenommen werden, Verteidigung des alten Glaubens unternommen werden will (die meisten Apologien und Apologetiker des Christentums erreichen den Zweck nicht), so muss man die gegnerischen Auffassungen kennen. Wer über Nietzsche spricht ohne andre Kenntnisse als die vom Konversationslexikon unmittelbar zu besitzen, wird bald zu Ende sein und etliche Aufsätze über die Religion unsrer Klassiker gelesen zu haben befähigt noch nicht über sie zu reden; man muss sie selbst kennen. Andererseits entfalle dem Geschichtskundigen, der seinen Herrn lieb hat, nicht das Herz. Nicht jeder Schwachheitszweifel ist Willenszweifel und nicht das oberflächliche Raisonement schadet, das heute blüht und morgen in den Ofen geworfen wird. Je schlichter und ernster das Bekenntnis in seiner zwar über-, aber nicht unvernünftigen Eigenart vorgetragen wird, je lautrer der Wille ist, den zu Wort kommen zu lassen, dem ja doch alles dienen muss, desto mehr wird auch in den Mittelschulen die Gestalt dessen aufleuchten, dessen Torheit alle Weisheit überragt. Wir haben uns nicht zu entschuldigen, sondern zu preisen, dass wir den bezeugen dürfen, der uns aus der Obmacht der Finsternis in ein wunderbares Lichtreich versetzt hat (Kol. 1,13 und 14).

Soll eine Apologetik genannt werden, die den Fehler der Anleihe bei weltlicher Wissenschaft zu Schutz und Hilfe des Unbeweisbaren am meisten und ehesten vermeidet, so ist es die wenig bekannte von Delitzsch, in der alle Innerlichkeit und Schriftklarheit, all die glühende Jesusliebe dieses teuren Lehrers unsrer Kirche zur Geltung kommt. Im übrigen mögen Uhlhorns Vorträge über das Leben Jesu und Eduard de Pressensé: „der Erlöser,“ auch Behrmanns Vorträge gute Dienste tun. Aber der bekannteste und überzeugendste Beweis bleibt doch das Wirken Gottes in der Geschichte und die Geschichte eines Menschenlebens in Gott. Es ist wahrlich nicht nötig, dass alle Häresien und Verirrungen den Lernenden vorgeführt werden, auch die nötige Polemik sei gerecht und mehr positiv in der Liebe für die Väter unsrer Kirche. Kirchengeschichtliche Lebensbilder erwärmen immer noch, in ihnen allen spiegelt sich das Bild des Königs und Meisters aller Schöne. Dass auch in den Mittelschulen der Katechismus mit Gewinn bis in die höchsten Klassen gebraucht werden solle und könne, hat Johannes Haußleiter, dessen Vorträge über die Schrift, Jesus und Paulus gleich denen von Ihms großen Dienst tun können, in der Wiederauflage der Vilmarschen Grundgedanken über den Religionsunterricht bestimmt genug gezeigt. Es ist die Zukunft unsrer Gebildetenwelt in diesen Mittelschulen versammelt. Und so gewiss das **οὐ πολλοὶ σοφοὶ κατὰ σάρκα, οὐ πολλοὶ δυνατοί, οὐ πολλοὶ εὐγενεῖς** (1. Kor. 1,26) sein furchtbares Recht behalten wird, so soll es die Kirche nicht von der Pflicht lösen, ihr Bestes an den Mittelschulen zu tun.

④ Der Konfirmandenunterricht. Während im Religionsunterricht die Lebenskreise auseinandergehen, führt die Kirche mit weisem Bedachte alle ihre Getauften zum Katechumenate wieder zusammen und gibt ihn in die Hand des Seelsorgers ganz zurück. Das ist pädagogische Weisheit aus Jak. 2,1 – 9, die keinen Unterschied kennen darf, weil die Gemeinde Christi Ein geheimnisvoller Leib unter und mit Einem Haupte ist. Der Tag, an dem Vereinzlung des Konfirmandenunterrichts eintreten und die einzelnen Schulen ihren Religionslehrern zugewiesen würden, etwa wie beim Firmungsunterricht der katholischen Kirche, würde ein *dies ater* sein, die Kirche hätte sich wieder einer Einflussnahme begeben. Aber freilich damit die Vereinigung nicht eine äußerliche sei, nur Zahlen und Menschen an und nebeneinander reihe, die einander nicht kennen wollen noch auch nur können, die unbeteiligt und unangefasst wieder eine Stunde absitzen, muss der Konfirmandenunterricht einmal in wohl übersehbare Gruppen geteilt sein, die dem Geistlichen genauere Kenntnis der einzelnen und das notwendige Einzelgespräch mit jedem ermöglichen, zum andren in Konfirmandenzimmern erteilt werden, die das Schulmäßige abgelegt haben und gottesdienstliche Räume sind, denn in diesem Alter hängt die Seele am Äußerlichen, durch das ihr das Innerliche zuteil werden soll. Er sollte auch auf kürzere Zeit beschränkt sein und nicht durch das ganze Wintersemester sich hinschleppen. Der alte Sechswochenunterricht des 17. und zum Teil des 18. Jahrhunderts war wohlthätig. Der Präparanden- und gar noch der Auskultantenunterricht (die sog. „Zuhör“), also durch drei Jahre dasselbe, hat die größten Bedenken gegen sich. Zumeist aber muss der Unterricht seelsorgerlichen Charakter tragen, mehr akroamatisch als katechetisch sein, mehr erbaulichen als lehrhaften Ton haben, auf das 2. Hauptstück und in ihm auf den 2. und 3. Artikel, auf die Lehre vom Altarsakrament sich beschränken. Lied und Brauch der Kirche sollen kurz erklärt werden, wenig Aufgaben verlangt, der Freiwilligkeit des Lernens Recht und Raum gelassen werden. Ja es mag erwogen werden, ob nicht die Konfirmanden von dem regulären Religionsunterricht während ihres Beichtunterrichts befreit werden sollten. Unbezweifelt ist dieser Unterricht die Krone aller Unterweisung, zu der viel Geduld, ein in dem Bekenntnis froh getrostes Herz, Takt und Zartheit gehören. Kein Unterricht prägt sich nach seinem

guten wie nach seinem Misserfolg fester ein; hier wird nicht für die Schule, sondern für das Leben gelernt oder – gelitten. Soll man immer einerlei Weise für diesen Unterricht haben? Wir wissen, was Luther hierüber meint. Und es ist wohl zu empfehlen, denselben Gang immer wieder einzuschlagen, den die gesamte Unterweisung um das Hauptstück christlicher Lehre und um die Hauptfragen des christlichen Lebens beschreibt.

⑤ Die Christenlehre. Da sie in der Kirche gehalten wird, ergibt sich schon aus diesem Umstande die Eigenart dieser Unterweisung, die eben keine Kinderlehre sein soll, sondern auch die Erwachsenen herbeiziehen möchte. Je mehr diese ferne bleiben, desto mehr ist ihr Herzukommen anzustreben. Und es ist nicht umsonst, wenn der Geistliche in freierer Bewegung etwa Erklärung der Epistel oder des Evangeliums darbietet, sei es dass er die Frühpredigt analysiert, näher ausführt, nach dem Gehörten fragt, manche Belege beibringt (etwa nach Krummels Evangelien und Episteln des Kirchenjahrs, nach Löhes Postillen, die für diesen Zweck vorzüglich geeignet sind) oder dass er Geschichte des Kirchenliedes, Geschichte der kirchlichen Kunst, heimatliche Kirchengeschichte darbietet. Besonders die Beschäftigung mit der Vergangenheit des Gotteshauses, der Gemeinde, des Gaus (Schauenburg, Oldenburgische und die große Württembergische Kirchengeschichte sind hier mustergültig) muss anziehen, gibt Heimatgefühl und Bodenbeständigkeit und lässt die Pietät erwachen, die doch auch Frömmigkeit ist. Wer unsrem Kirchenvolk die Sonntagnachmittage wieder in das Gotteshaus den Weg zeigen will, muss sein Bestes bieten und nicht nachlassen. Die Christenlehre ohne Erwachsene wird leicht zur Religionsstunde. Auch als diese soll sie durchgehalten werden auf den Dörfern gewiss, in den Städten nach Tunlichkeit, aber ihr Ziel und ursprüngliche Bedeutung war es nicht. Luther hat bei den Kirchenvisitationen, und nach ihm bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts hinein die Kirche auch die Erwachsenen gefragt. Wer es fertig bringt, die Erwachsenen reden zu machen, unterlasse es nicht. In Bauerngemeinden wird es am ehesten gelingen, wenn die Frauen vorangehen. Wie groß und bedeutsam, wie mächtig und wichtig ist die Aufgabe des kirchlichen Unterrichts, der immer wieder Frische und Freude bedarf und die Furcht vor Schematismus! Denn die Weisheit unsres Gottes ist und bleibt (Eph. 3,10) *πολυποικίλοφ*, vielfarbig und reich gestaltet, voll Lichtes und Kraft, unausgründlich und unauskündlich. Niemand, der es ernst mit ihr meint, fürchte, sich auszugeben, „versteht doch niemand die Schrift genugsam, der nicht mit Christo, den Aposteln hundert Jahre die Welt regiert hat.“ Immer treten neue Lichter heran, große weite Blicke öffnen sich, wem die Liebe das Herz rührt, dessen Mund wird beredt und dessen Unterweisung wird immer fruchtbar und frisch bleiben.

⑥ Nur anhangsweise, weil nur Notbehelf, sei der Kindergottesdienst behandelt, der in den Städten oft die einzige Gelegenheit ist, an die Häuser heranzukommen. Die Vorbereitung zu diesem Gottesdienst, der in bescheiden liturgischer Weise mit vielem Gesang der Kinder gehalten sein will, gebe den Gruppenleitern nicht nur das unumgänglich Nötige, sondern suche sie für weitere Fragen (Missionsgeschichte, Psychologie des Kindesalters, die Behandlung der Temperamente) zu interessieren. Ist es ja doch eine Gelegenheit, für Jesum zu zeugen, die nicht ungenützt bleiben soll. Vor allem aber führe die Vorbereitung in die Schrift ein, gebe Anleitung zum Bibellesen, zur Charakterisierung biblischer Personen, erläutere besonders bedeutsame Sprüche und ermutige die bei der Unterweisung der Kinder Mittätigen, mit den Kindern etwa die Gleichnisse des Herrn (nach Thiersch, nach Steinmeyer) zu behandeln. Der Geistliche nehme möglichst oft selbst eine Gruppe und fasse Gelehrtes und Gehörtes in kurzer

Prüfung zusammen. Wo Dämme zu weichen und Stützen zu fallen drohen, muss jede Arbeit zu ihrer Stärkung und Festigung begrüßt werden.

## IX.

### Die Seelsorge.

#### 1.

**D**ie Sorge für die eigene Seele. Je mehr der Diener der Kirche zu geben und zu leisten hat, desto mehr achte er darauf, dass er nicht innerlich verarme. Denn der berufsmäßige Umgang mit dem göttlichen Worte lässt die Schärfe dieses nach beiden Seiten schneidenden Schwertes leicht gewohnt werden und sie Tag um Tag gegen die andren richten, um sich innerlich von ihm ferne halten zu können. Es kann ein korrektes, bekenntnisgemäßes Lehrsystem in Predigt und Unterricht, ja ein Eifer um Reinheit der Lehre, sogar des Lebens wohl Raum neben innerer Erstorbenheit haben: Du hast den Namen, dass du lebst und bist tot (Offb. 3,1). Selig ist nicht der Knecht, den der Herr, wenn er kommt, träumend, sondern nur der, den er wachend findet (Luk. 12,37). Schließlich hört in dieser Gleichförmigkeit die Umsicht für die Heiligung des eignen Lebens auf, man wird lässiger und gibt sich nach, beschönigt bei sich aus den Begleitumständen heraus, was man bei andern scharf verurteilen würde und hart verurteilt, um ja vor der Welt rein dazustehen (Röm. 2,21). Man predigt von dem Ernste des Gerichts und spricht sich ein, es werde so ernst nicht werden, geht den einmal eingeschlagenen Weg und lässt sich die innere Verarmung nicht dauern. Und doch stellt der Erzhirte so viel Mahnzeichen uns an den Weg! Die Gemeinde wird im Gottesdienste schlaff, die Ernsten in ihr ziehen sich zurück. Suche nur keiner zunächst die Schuld in der Sucht nach Abwechslung, die der gewohnten Speise überdrüssig mache. Frage vielmehr jeder, ob er noch sein Herz in die Predigt lege und wie sein Herzensacker beschaffen sei. Viel Predigen hat nicht nur den Leib müde, sondern auch das Herz kalt und hart gemacht. Denke an deine Seele! Du übersiehst einen arbeitsreichen Sonntag. Wie viele Kinder hast du getauft, wie vielen das heilige Nachtmahl gereicht! Hast du bei jedem Kinde das große Geheimnis bedacht und betrachtet, in das du es hast einsenken dürfen, bei jedem Abendmahlsgast die Bitte innerlich emporgesendet, dass der Herr ihn erquicken möge, so dass deine Seele noch in gesammelter Andacht stand, als die letzte Reihe der Gäste kam? Oder liegt all dieses wie eine rein mechanische Handlung hinter dir, die eindrucklos an dir vorüberging? Der Kranke verlangte sehnsüchtig nach dir, du aber schobst den Besuch auf gelegeneren Zeit auf. – Und in der Nacht ist er gestorben. Diese Arme wollte diesmal keine irdische, sondern eine himmlische Gabe, sie wollte nur deine Zeit und Gehör für ihre Klagen. Du aber fertigtest sie kurz ab, weil ein Buch dich fesselte. – Es ist gnadenvoll von Gott, dass er dem Diener die Neue so schnell erweckt. Die Seele aber spreche: Was hilft mir Ehre und Einfluss, Gewinn und Ansehen, wenn ich an mir selbst verkümmere! Die Stille der Abendstunde nach schwerem Tagewerk treffe uns bei der Buße, die in die Vergebung flüchtet. „Allen Seelenschaden deck', Jesu, nun in Gnaden mit deinem Purpurmantel zu!“ Und aus der Reue komme das Gebet: Mache dem Gedanken bange, ob das Herz es redlich mein, ob ich treulich dir anhang, ob ich scheine oder sei.

## 2.

### Die Seelsorge in der Gemeinde.

① Bei den Gesunden. Ziehet an, Heilige und Geliebte, herzliches Erbarmen. (Kol. 3,12). Das ist die Rüstung, die einzige, welche der Herr seinen Knechten für das schwerste Amt mitgegeben hat, wie er sie selbst trug, als ihn das Volk jammerte (Matth. 9,36). Aus diesem Mitleide hat er jede Frage angenommen und jeder Klage sich erbarmt, ob auch die Trauer um vergebliche Arbeit über ihn kam und er denken musste, umsonst gearbeitet zu haben. Aus diesem Mitleide hat er als sein letztes seelsorgerliches Wort vor Gethsemane gesprochen, in das er das Ergebnis aller seiner Beobachtungen und die Begründung seiner Arbeit gelegt hat: In der Welt habt ihr Angst. Von dieser Voraussetzung soll der Seelsorger ausgehen, ob er in die geringe Hütte oder in den glänzenden Palast eintritt: – Hier ist Welt, so oder anders geartet, und wo Welt ist, da ist Angst und Enge, Bedrängnis und Drangsal. – Auf dem Dorfe sollte der Pfarrer alle Jahre seine Gemeindeglieder besuchen und sich Weg und Wetter nicht verdrießen lassen, auch zu den Unkirchlichen, ja gerade zu ihnen gehen, Anknüpfung suchen, zum Besuch einladen und kein Mittel unerprobt lassen, das seines Herrn Absichten fördern könnte. Der Bauer will verstanden sein; bei seinem tief eingewurzelt Misstrauen gegen alle Höheren, bei der Rückhaltigkeit und Verslossenheit seines Wesens ist ihm schwer beizukommen. Er hört an, scheint zuzustimmen, bleibt aber bei seiner Meinung. Da gilt es die Kunst, ihn reden zu lassen und von ihm zu hören, seine Sorgen und Gedanken zu vernehmen und aus ihnen zu lernen. Es kommen Gelegenheiten herauf, die ein Gotteswort ihm näher bringen. Hat er nicht noch Erinnerungen an bessere Tage, kennt er nicht noch Höheres als den mühsamen Erwerb? Durch die Schule wird auch in der Großstadt manches Haus geöffnet. Der Besuch bei den Eltern der Kinder, der Konfirmanden, in Kasualfällen tut manche Türe auf. Von Anfang an die Pflicht unerfüllt und die Mühe unversucht lassen ist freilich einfach, bewahrt vor vielen unangenehmen Erfahrungen, ist aber Versäumnis und bringt Schuld. Gerade in den Häusern, zu denen man sichs am wenigsten versehen hat, bei den kleinen Leuten, den Arbeitern findet man am ehesten Eingang. Wer das Herz des Kindes sucht, findet das der Eltern. – Wenn schweres Unrecht, lange gepflegte und genährte Feindschaft, böse Gerüchte, insonderheit von Sünden gegen das 6. und 7. Gebot an den Pfarrer herandrängen – er aber hüte sich, Zuträger heranzuziehen und Zuträgereien zu glauben – dann gehe er unverzagt dem Strafbamte nach. Das rechte Wort wird nicht dem Erschrockenen gegeben, sondern dem, der sich nicht fürchtet, weil das Amt seines Herrn und das Werk seines Gottes ist. Aber er komme nicht bloß mit dem Gesetze, sondern weise hin auf das Weh, das der Mensch sich selbst bereitet: Israel, du bringst dich selbst ins Unglück, denn dein Heil steht allein bei mir! Die Lindigkeit werde, schreibt derselbe Apostel, der so scharf und schneidend die Sünde straft, allen Menschen kund (Phil. 4,5), die nachgehende, eingehende Liebe, die auch in Sünden noch das Bild des Königs sucht: *Audi, quomodo amatus es amandus, audj, quando amatus es turpis* (Röm. 5,6). Welche Sünder auch dem Seelsorger unterkommen, die ausbrennende Sünde der Sinnlichkeit, die ausdörrende des Geizes, die lähmende der Streitsucht, immer sehe er auf die Gebundenen – (Hebr. 13,3). Dabei bewahre er, was Vorbedingung der Seelsorge ist, die Kraft gelassen zu bleiben, auch bei persönlichen Angriffen, und die Verschwiegenheit, welche der Ungerechtigkeit sich nicht freut. Man kann niemanden zu Geständnissen zwingen und soll es nicht. Wenn aber aus der Tiefe des Herzens Vergangnes, Begangnes herauskommt und Sündenabgründe sich erschließen, vor denen du erbebst, dann danke Gott für solche Erfahrungen: *dum confessio in ore, sanatur vulnus in corde*. Zwischen dem, der den Mut fand zu bekennen, und dir wird, wenn du recht

achtest, ein Verhältnis werden, das die Zeit überdauert. Du kannst den nimmer lassen, der in dir den Arzt begehrte und fand. Räume darum die Anstöße aus dem Wege, lass dich Zeit und Mühe und saure Gänge nicht reuen. Seelsorgerliche Gänge bringen für Herz und Amt großen Gewinn.

Es ist wohl bekannt, welchen Rumor die auf Harleß zurückgeführten Anweisungen – sie waren nicht von ihm ausgearbeitet – über Kirchengzucht erregten! Und doch waren es nur seelsorgerliche Meinungen und Mahnungen, für welche freilich die Zeit nimmer oder noch nicht geeignet war. Aber es wird besser sein, diese Fragen alle mehr in die Treue und Fürsorge des einzelnen Pfarrers zu legen, der immerhin seine Beratung sich suchen mag, als allgemeine Vorschriften zu geben. Wie gut wäre es, wenn die Einzelbeichte – das Wort Privatbeichte ist aus der rationalistischen Zeit hereingekommen – nicht als lästiger Zwang, sondern als seliges Recht da und dort wieder geübt würde! Sie bringt, ernst gebraucht und geübt, vielen Segen, kann Richtung geben, die fester Schritte tun lässt, heimlichen Bann brechen, kräftige Demütigung schenken, denn es ist demütigend, einen Menschen zum Mitwisser seines Unrechts zu haben. Jedes seelsorgerliche Gespräch aber sei solch eine Beichte, die freilich viel Zeit kostet, aber auch viel Siege bringt!

② Die Seelsorge bei den Kranken. Soll man unaufgefordert oder erst gerufen zu den Kranken gehen? Auf dem Lande erwarten die Leute den Besuch ihres Pfarrherrn, der es ja am leeren Kirchenplatz sehen soll, dass jemand krank ist, wenigstens fragen müsste, warum er fehlt. Andererseits herrscht gerade auf dem Lande der Aberglaube, dass der Tod nahe, wenn der Geistliche kommt. In der Stadt gehe man, wo und wenn man gerufen wird, am besten aber und zu den Armen ungerufen. Es wird so hin wohl das Geratenste sein, in gewissen Zwischenräumen von der Kanzel bekanntzugeben, dass man die Kranken anzeigen solle, weil der Geistliche sie besuchen wolle, und dann hinzugehen, wo eben Kranke und Arme sind. Denn das Armenhaus soll dem Pfarrer nicht eine Stätte sein, die er nicht kennt und darum meidet, sondern ein Ort, da er fleißig einkehrt, um Fürsorge zu treffen und Licht und Hilfe zu bringen. Die Gemeinde wird es dem Pfarrer danken, wenn er dahin geht, wo ihr Elend, auch das verschuldete, haust. – Der Krankenbesuch sei durchweg kurz und lediglich auf den Zweck gerichtet. Zu Unterhaltungen ist die Zeit des Pfarrers nicht gegeben. Nicht jeder Besuch ende mit Gebet, aber jeder bringe ein (vorbereitetes) Gotteswort, deren man die Fülle auswendig kennen muss. Das Vorlesen schadet der Unmittelbarkeit des Verkehrs. Beten wird der Geistliche mit dem Kranken erst auf dessen Bitte hin, und das auch erst, wenn er den Zustand des Betenden kennt. Es ist nicht wohlgetan, die Perlen gleich auszustreuen und zu beten, ehe man mit dem Andern eins geworden ist. Die Gedanken aber des Gebets soll der Kranke geben. Die Sprüche und Verse, welche man jeweils darbietet und auf dem Wege zum Kranken bewegt hat, soll sich der Geistliche aufzeichnen, damit er wieder auf sie zurückgreifen kann. Und wenn er an ein andres Krankenbett tritt, soll er vom ersten nimmer reden. Der Besuch werde fleißig wiederholt, wenn das Ende naht, wohl öfter des Tags, immer um die Seele für die Heimat zu bereiten. Auch den abweisenden Kranken? Wenn er sich den Besuch geradehin verbittet, nein. Denn das Herrenwort Luk. 14,23 ist nicht also gemeint, dass man die Gnade aufdrängen soll, welche dann nimmer als Gnade empfunden würde. Wenn der Arzt es verbietet, weil der Kranke „aufgeregt wird,“ da suche der Geistliche zu beweisen, dass er nicht aufregen und verunruhigen, sondern Frieden bringen wolle. Wenn aber die Abweisung bleibt, so bete er, weil er mit dem Kranken zu beten verhindert ward, desto ernster für ihn. Er selbst aber ist der Verantwortung los. – Die Seelsorge selbst wird nur zwischen den beiden Polen von Sünde und Gnade sich bewegen müssen, sei es der Einzelsünde, die das Leiden herbeiführt, sei es der Sünden, die das Leiden erkennen lehrt,

sei es, und das wird zunächst das Rätlichste sein, zwischen der Gottesferne und den vielen in ihr zugebrachten Zeiten und der Bedürftigkeit und Hilflosigkeit, der nur die Gnade steuern kann. Es sei aber die Seelsorge maßvoll, nicht treiberisch: siehe, der Sämann wartet, er ist geduldig darüber (Jak. 5,7)! Sie rede auch nicht zu schnell vom Tode noch zu leichthin von der nahen Besserung, wie überhaupt der Geistliche trotz aller „Pastoralmedizin“ und den Ratschlägen unsrer alten Kasuisten ängstlich und ernstlich sich hüten soll, in Gebiete überzugehen, die er nicht übersieht und nicht zu verstehen braucht. Wenn aber der Tod näher kommt – der erfahrene Seelsorger kennt die Zeichen seiner Nähe eben aus der Beobachtung heraus, – scheue er sich nicht, auf den Ernst der Lage hinzuweisen, und sei es nur in der Mehrung der Besuche und in dem Ton, den die Gebete treffen. Dabei aber vergesse er nicht, dass der Gott noch lebt, der dem todkranken Hiskia Zulage von fünfzehn Jahren gab, und Wunder tun kann, wenn er will, und es diensam ist. Das heilige Abendmahl den Kranken aufzudrängen, empfiehlt sich ebenso wenig als es unrichtig ist, das Verlangen nicht zu erwecken. Nur, dass nicht ein Gottesurteil von seinem Genuss erwartet werden darf, wie auf dem Lande der Entscheid zur Besserung oder Verschlimmerung des Befindens erhofft wird. Dass bei dem Krankenbericht die heilige Handlung, soweit es mit ihrer Würde sich verträgt, abgekürzt wird, ist ein Werk der Barmherzigkeit.

Wenn der Kranke den Beistand des Seelsorgers, mit dem, wenn alles rechter Art ist, ihn ein Vertrauensband verbindet, für die Todesstunde erbittet, so stelle sich der Geistliche gerne bereit. Es wird bekannt werden, dass er zu den Sterbenden geht und sie stärkt, und wird Vertrauen finden. Er Sorge dafür, dass um den Sterbenden kein Getümmel sei (Mark. 5,39), die Menge der Leute weiche, die nicht die Heilsbegierde, kaum die Teilnahme hergeführt hat, bete nicht viel, aber kräftig mit dem Kranken, sage ihm kurze stärkende Worte, am besten längst vertraute Liederverse und segne beim Herannahen der Todeszeichen auf dem Antlitz den Kranken mit einem unsrer alten, majestätischen Valetsegen aus, danke dann für die Erlösung und spreche wohl ein kurzes Wort der Tröstung und Mahnung an die Hinterbliebenen. Gut wird es sein, und wäre es nur fürs eigne Sterben, wenn der Pfarrer über die Beobachtungen am Sterbebett sich Aufzeichnungen macht.

Dass mit diesen kurzen Worten dies unübersehbare Menge von Fragen, die jeder Krankenbesuch anregt, nicht berücksichtigt sein kann, ist zutage. Aber einige Winke mögen auf einzelne Krankheitsbilder hinweisen. Die chronisch Kranken werden leicht missmutig und verdrießlich. Sie zur Geduld zu ermahnen ist ein leichtes Wort und eine schwere Sache, der gesunde Mann, als welcher der Seelsorger doch zumeist vor den Kranken tritt, ist für diesen an sich eine Anfechtung. Da fasse man sich selbst in Geduld und habe Zeit, die immer wiederkehrenden Krankenklagen anzuhören, bringe wohl auch eine gute Erzählung mit, suche den Kranken von sich abzulenken, besuche ihn immer zu bestimmten Zeiten, auf die er zählen und sich freuen kann, und gebe ihm die Überzeugung ins Herz, dass, wenn schon schwache Menschen seiner gedenken, der gnadenreiche Gott ihn gewiss nicht verlassen werde. Zuweilen bringen kleine Aufgaben, Bibelstellen, Liederverse auswendig zu lernen, wohlthätige Anregung und Wirkung. – Was aber für alle Kranken gilt, das gelte bei dieser Art von Kranken zumeist, der Geistliche darf nicht scheusam sein. Es ist nicht leicht, bei Krebskranken sitzen und vielleicht, weil das Gesicht verbunden ist, nahe an sie heranrücken zu müssen. Wer aber hier flieht oder sich weigert, der macht seinem Herrn Unehre. Es ist wohl auch schwer, die Luft bei Lungenkranken einzuatmen, aber Gott schützt, und die Liebe überwindet. Der Kranke will nicht gemieden, sondern besucht sein. Dass auf dem Lande die Neigung besteht, seine

Wunden und Gebrechen zu zeigen, sei angemerkt. Der Anfänger soll hier, nicht um der äußeren Ansteckung willen, sich Gott befehlen. Bei Gemütskranken, wo Rat und Hilfe am teuersten sind, lasse man immer wieder die Aussprache gewähren, gehe auf die Vorstellungen, so weit die Wahrheit es erlaubt, ein, lasse auch, weil die Liebe es verstattet sich über seine Verständnislosigkeit schelten und suche des Vertrauens zu gewinnen. Der Geistliche ist ja nicht ganz dazu berufen, krankhafte Vorstellungen zu bannen noch sie zu verstärken, wohl aber zu trösten soweit er kann. Man lächelt oft über die Hysterischen, diese armen und gebundenen Menschenkinder, bei denen Krankheit und Wahn, Offenheit und Verschlagenheit, schwermütvoller Ernst und gesuchte Freundlichkeit schwer aneinander grenzen. Sie gewähren dem unerfahrenen Seelsorger stets ein andres Bild, sprechen sich aus und hängen sich an jedes Wort des andern, um es zu drehen und zu deuteln, reizen und beleidigen, um Verzeihung erbitten zu können, reden Böses, um die Lust gestraft zu werden genießen zu dürfen. In diesen wechsellvollen Spielen armer Gefangener ist nur Nüchternheit und Ernst von Segen. Beides muss gewahrt bleiben und hilft den Kranken, die sich erkannt sehen und doch nicht verstoßen wissen. Die leidenschaftlichen Selbstanklagen, in denen diese Armen sich nimmer genug tun, die fortgesetzten Bekenntnisse von unerhörten Sünden, die sie nicht sagen könnten, die sofortige Hinweisung auf unvergebbare Sünde, der Wechsel von Mangel und Überfülle von Energie, ihre Beobachtung, ob sie Eindruck machen, dies alles will als Kreuz erfasst und in dieser Erkenntnis getragen sein. Gemeiniglich wird darum die Seelsorge bei den akuten Kranken leichter sein, die Zeit ist kürzer zusammengedrängt, das Bild einfacher. Darum aber auch die Pflicht drängender, dem besonders Genommenen besonders zu dienen. Die Krankenhäuser bedürfen regelmäßiger Fürsorge, ob viele oder wenige Kranke, schwere oder „nur“ leichte vorhanden sind. Wer diese Gelegenheit zu spezieller Seelsorge verabsäumt, hat sie nicht verdient. Es wird dann gut sein, wenn der Geistliche in den Sälen von Bett zu Bett geht, ohne dass er erst sagen muss, er sei der Pfarrer, und etwa in der Mitte des Saales einen kurzen Gottesdienst hält, die schwer Kranken wird er ja einzeln sprechen können und müssen und an ihnen handeln, als besuchte er sie zu Hause. Freilich muss er ein gutes Gedächtnis haben – wer Interesse hat, hat auch Gedächtnis, – damit er die Kranken in Erinnerung behält. Die kurzen Andachten mit Gesang und Gebet, nie über eine halbe Stunde, – wollen gut vorbereitet, auf der Losung des Tages, auf einem Worte aus dem Sonntagsevangelium aufgebaut, aber nicht an fortlaufende Texte gebunden sein, weil der Krankenstand und mit ihm die Zuhörerschaft wechselt.

Einer Abteilung sei besonders gedacht. Zu den geschlechtlich kranken Männern gehe der Geistliche jedenfalls, um ein kurzes Zeugnis wider die entnervende und entmännlichende Gewalt dieser Sünde abzulegen. Er weise nicht zuerst und zunächst überhaupt nicht auf das Unrecht gegen Gott hin, sondern gegen Volk und Vaterland, gegen das eigne Leben und seine Zukunft. Er schone nicht und biete Gottes Wort weiter nicht dar, erst wenn er gebeten wird, und dann nicht gleich mit dem Sündentrost. Anders sieht es bei den gefallenen Mädchen. Hier mag besonders der Anfänger sich fragen, ob er zu diesen Kranken, die in ihm nur den Mann sehen, gehen soll. Wenn ihm Gott Festigkeit, die sich nicht beirren noch verirren lässt und brennende Sünderliebe geschenkt hat, dass er das rechte, strafende und aufrichtende Wort findet – und Er gibt es denen, die ihn darum angehen, – dann trete er auch bei diesen ein, sie gehören ja doch auch zum Volke der Erlösten, nur lasse er nicht von den oft reichlich strömenden Tränen sich betrügen, – die Sünde macht weichlich, nicht weich – noch von dem höhnnenden Lächeln sich abschrecken. Erst wenn der äußere Anstand und die Ruhe weichen, bleibe er weg.

⑤ Die Seelsorge bei den Gefährdeten, für die Verirrten und Gefallenen, bei den Gefangenen. Es wird das Anliegen des Pfarrers sein müssen, die Innere Mission, diese freie und gesegnete Gehilfin des geistlichen Amtes, deren Anliegen es, wenn sie rechter Art ist, sein muss, sich möglichst überflüssig zu machen und das Außerordentliche wieder in die Ordnungen zurückzuführen, möglichst spät und möglichst wenig in Anspruch zu nehmen. Darum geht er selbst den Gefährdeten nach und sucht die, die ihn nicht mehr suchen, wie es sein Meister getan hat, der neunundneunzig ließ, um eine Seele zu finden. Er besucht die einsame Fabrikarbeiterin, die Ladnerin, die Kellnerin, die so verlassen in der Stadt dem sich anschließen, willenlos und wahllos, der ihnen Hilfe verspricht, er habe gerade für diese Armen Sprechstunden nicht bloß zwischen „zwei und drei,“ wo sie nicht kommen können, auch nicht in den großen Sprechstunden, die meist mit äußeren Fragen und Anliegen ausgefüllt sind, sondern auch am Abend, wenn für diese Vielgeplagten endlich die Ruhestunde gekommen ist. Mehr als die wöchentlichen Andachten, deren Bedeutung nicht unterschätzt werden soll, aber leicht überschätzt wird, da die sie Besuchenden meist auf guten Wegen sind, während die Verirrten ihnen ferne bleiben, nützen und fördern die Aussprachen, die zu manchem Gang und vielen Bitten und Briefen führen, aber wenigstens die Beruhigung in die Seelen bringen, dass die Kirche sie nicht verstoßen noch verlassen habe. Es soll der Ehrentitel des Pfarrers sein, der Armeleute Pfarrer zu heißen. „Versammle alle Armen und Geängsteten“ und Vergessenen in deines Herzens Spittel und dann erbarme dich über sie (Tauler)! Man fürchte nicht, in der Seelsorge sich zu zersplittern und für das Amt nötige Kräfte zu vergeuden. Die Gefahr der Zersplitterung droht von anderer Seite. – Wenn aber der Geistliche rechter Art ist, sollten sich dann nicht in der Gemeinde guttätige Leute finden, die ihm mit Geldmitteln beistehen, um dort ein Fortkommen, weg von der gefährdenden Umgebung, zu ermöglichen, hier ein Obdach zu bieten? Er ist so viel Verlangen einzelstehender Frauen nach Berufen, es werden Vereine gebildet und Kongresse beschickt. Hier wäre die schönste und der Natur des Weibes angemessenste Betätigung, den gefährdeten Geschlechtsgenossinnen Herz und Haus aufzutun. Fürsorge für Kinder, auf dass sie der Verwahrlosung nicht anheimfallen, für die entlassenen Gefangenen, dass sie Arbeit finden; wo nur Not herrscht, trete die Seelsorge ein, die auch mit äußeren Mitteln helfen soll (Jak. 2,16). – Wir fassen zusammen: Das Pfarrhaus sei für alle Not zu allen Stunden offen, die Teppiche und Portieren, die Vorhänge und die Ausstattung sollen den Zuzug nicht wehren. Sozial ist der Pfarrer erst dann, wenn er die Elenden seine Seele finden lässt, eine Seele voll Erbarmens. Gerade jetzt, wo der Humanitarismus die Fragen alle lösen will, welche Not und Elend, Krankheit und Leid erwecken, wo für Kranke und Heimatlose, für Fürsorgezöglinge Großes geschieht, soll die Kirche sich nicht lässig oder auch nur zögernd finden lassen: denn jene Arbeit sieht doch nur mittelbar auf das Notwendigste und kann wohl auch nicht eine Arbeit der Kirche ab- und annehmen, wohl aber, ohne es zu wollen, die Kirche verdrängen.

## X.

### Die peripheren Arbeiten des Pfarramtes.

#### 1.

**A**uf dem Gebiete der Schule. Seit dem nicht zustande gekommenen Schulgesetzentwurfe von 1869 (Referenten im bayrischen Reichsrath waren der Bischof von Augsburg, Pankratius Dinkel, früher Pfarrer der katholischen Gemeinde Erlangen, und der k. Hofrath D. Adolf von Harleß, der unvergessene Präsident des Oberkonsistoriums) ist die Bewegung gegen die geistliche Schulaufsicht nicht stille gestanden. Während früher nur die Lehrerpresse (einst von dem gewandten und tatkräftigen Lehrer Pfeiffer den Fürth geleitet) gegen diese Einrichtung als überaltert und weder aus der Geschichte noch aus dem Bedürfnisse des Schulwesens zu erklärend angeht, haben neuerdings gewiss in guter Meinung und um Wichtigeres desto mehr und erfolgreicher festhalten zu können, auch Geistliche gegen sie sich erklärt. Kaum, mit Recht. Denn der geschichtliche Gang, besonders in der reformatorischen Kirche, ja von der Kirche aller Zeiten her, weist nach, dass um ihren Unterricht sich der übrige schloss, nicht dass der in den weltlichen Fächern etwa den in der Religion bei- und herangezogen hätte. Von den katechetischen Schriften Augustins an bis zu denen Luthers und weiterhin bis zu Amos Comenius und den Bemühungen derer um August Hermann Francke ist eine Kette um allen Unterricht geschlungen, und diese Kette geht von der den Herrenbefehl respektieren und erfüllen wollenden Kirche aus. Wahrlich, nicht Herrschaftsgelüste noch hierarchische Bestrebungen heißen die Leitung der Schule den Geistlichen möglichst sichern, die Ehre ist fürwahr gering genug, wenn sie nicht in Erfüllung einer selbstverständlichen Pflicht liegt, sondern das bestimmte Verlangen die Kirche auf dem Gebiete noch zu Wort kommen zu sehen, wo die Zeit für die Ewigkeit und dies gewiss nicht nur im Religionsunterricht bereitet werden soll. Die Einhaltungen gegen unsre Anschauung sind bekannt genug, der Religionsunterricht geweihte den nötigen Einfluss, die Aufsicht durch Geistliche sei nicht „fachmännisch“ genug, werde ja überhaupt nur noch dem Scheine nach ausgeübt und falle schon um der Ehrlichkeit willen je früher desto besser dahin. Nein, der Einfluss wird nicht gesucht, sondern die Pflicht gegen die getauften Glieder heißt die Kirche ihn möglichst lange und tunlich weit ausüben. Die Kirche will nicht den Lehrer bevormunden, einengen, um sein Ansehen bringen, sie will mit ihm arbeiten, mit ihm, ja von ihm lernen, aber nicht geduldet, sondern in Ausübung eines Rechts. Der fachmännischen Erudition alle Ehre, es ist in den letzten dreißig Jahren zu ihrer Hebung und Vertiefung viel geschehen, und wir sind nicht gemeint zu glauben, dass der praktische Kurs, den die jungen Theologen auf der Universität besuchen, schon fachmännische Kenntnisse vermittele. Aber um eine technische Aufsicht und Beratung handelt es sich nicht – für sie sind die Bezirksoberlehrer, die Kreisschulinspektoren die geordneten Größen – es soll nur die Gemeinde sehen, dass ihr Geistlicher der Schule nahe ist und mit dem Lehrer eins sein will, aber auch nahe sein muss, wenn es dem Lehrer nicht gefällt. Es sind unnatürliche Verhältnisse, wenn die beiden neben dem Elternhause zur Erziehung berufenen Instanzen nicht miteinander arbeiten. Der Takt und

die Ehrerbietung, welche einem Diener Christi zustehen sollen, verbieten ihm es anders zu halten als Röm. 12,10 geschrieben ist. Dass viele Geistliche die Schule „um des Friedens“ willen nimmer besuchen, ist einfach nicht richtig: *ειτε διακονιαν, εν τη διακονια* nicht *εξω διακονιαφ*. Noch ist es seine Pflicht, in deren Ausübung ihn eine höhere als menschliche Obrigkeit stützt und schützt. Dass dieses Nebenamt dem Geistlichen die Aufgabe stellt, mit den Verordnungen und Gesetzen des Volksschulwesens, mit den Schulplänen und der Schulordnung sich vertraut zu machen, Fachliteratur zu studieren, ihn aber auch willig macht, in Krankheitsfällen helfend einzutreten, sei nur angedeutet. Der Hinweis auf andre Staaten, in denen es auch ohne geistliche Schulaufsicht gehe, verfängt nicht und trägt nichts ein. Ob etwas geht oder nicht, darauf kommt es nicht an, sondern ob es recht ist, geschichtlich Begründetes und nicht ungut Gewesenes um des Drängens willen aufzugeben, Vorwerke zu opfern, glaublich, damit die Innenwerke desto eher behauptet werden können, in Wirklichkeit, um sie zu gefährden. Die Klagen aber aus Nachbarländern wollen auch gehört sein. – Hier ist auch die Stätte, des Verhältnisses zwischen Pfarrer und Lehrer zu gedenken, eines Verhältnisses, das durch Abnahme des sog. niedern Kirchendienstes und mancher mit dem Bildungsstande des Lehrers, wie er wenigstens sein soll, unverträglichen Verrichtungen gebessert werden kann, nie aber durch Drangabe von Pflichten gebessert werden wird. Gefehlt wird in diesem Verhältnisse zweier auf einander angewiesener Männer durch, Misstrauen und Herrschsucht, durch anspruchsvolles und nachgiebiges Wesen, durch Pedanterie und falsche Großartigkeit, durch unzeitige Vertraulichkeit, deren Bereuung ins Gegenteil übergehen lässt, durch ungute Nahung und Trennung zu und gegeneinander. Und doch steht die ernste Mahnung, in keinem Stärke und niemandem Anstoß zu geben, nicht damit wir nicht ins Gericht fallen, sondern unser Amt! Denn mit dem aus Einzelerfahrungen generalisierenden Zuge wird von der einzelnen Verfehlung des Amtsträgers das Merkmal für das ganze Amt geholt und ihm ein Brandmal aufgedrückt, das nimmer vergeht. Man wird dabei dem Pfarrer raten dürfen, nie zur Feder zu greifen, was ohnehin unmännlich und unchristlich ist, solange der mündliche Verkehr noch möglich ist, und an das Herrenwort Matth. 18,15 erinnern. In solchem Zwiegespräch kann und soll der Pfarrer auch sein Unrecht, selbst wo er es noch nicht einsieht, als möglich anerkennen und willfährig sein, so lange er noch mit seinem Arbeitsgenossen auf dem Wege ist, und das Siebenmalsiebzimal Matth. 18,22 nicht vergessen, auch auf die Gefahr hin nicht, dass ihm als Schwäche ausgedeutet wird, was doch Stärke war. Und mit aller Gewalt soll er dem Feinde wehren und absagen, der mit Freuden Unkraut säet herüber und hinüber und unter die Leute trägt. Es wird, wenn er ein reines Gewissen bewahrt, auch die Zeit kommen, wo er Vergebung bereiten kann. Wenn aber gehandelt werden muss, dann werde gehandelt und nicht geredet. Die Tat befreit.

## 2.

Auf dem Gebiete der Armenpflege. Es ist doch nicht nur ein Notbehelf, etwa aus ökonomischen Gründen, dass der Staat dem Geistlichen auf dem Lande (in den Städten wenigstens im Armenpflugschaftsrat, besonders nach den neuen Gesetzen) die Leitung der gesamten Armenpflege übertragen hat, es spricht die Erkenntnis, dass diese Arbeit seinem Amte verwandt und bei ihm wohl geborgen sei. Mit dem genauen Einblick in das Armenhaus und in die Verhältnisse der konstatierten Armen, denen er nachgeht und nachfragt, verbinde er die Gabe, seinen Beirat zur Barmherzigkeit zu erziehen. Es ist dem hart arbeitenden Bauern schwer, vielleicht einem abgehausten und heruntergekommenen

Manne, dessen Verhältnisse einst besser gewesen waren als die seinigen, Unterstützung zu bewilligen. Er kann das Wort nicht unterdrücken, jeder liege, wie er sich bette, und Bettelbrot schmecke eben doch auch gut. Da muss der Geistliche den Mut finden, zu strafen und die Gabe, zu vermitteln und das natürliche Mitgefühl, das leichter zutage kommen kann, zu vertiefen, muss um persönliche Liebestaten werben, da nicht in jeder Dorfgemeinde eine Krankenpflegerin sein kann, durch die Arbeit der Pfarrfrau zum Verständnis für Liebestätigkeit und zur Nacheiferung reizen, vor sauren Gängen nicht zurückschrecken, dem unwürdigen Umessen („Zechet“) steuern und es einrichten, dass die Armen das Essen auf ihrer Stube bekommen, überhaupt nichts für zu gering achten, dass er sich nicht darum kümmerte. Um Gottes willen, dessen Sohn in den Armen zu erscheinen verheißt hat, nicht nur in den sog. „würdigen.“ Dass Armut nicht von Forderungen losspreche und nicht Anrecht auf Forderungen gebe, wird den Armen einzuschärfen sein: Not lehrt eben nicht nur beten, sondern auch fordern. Und das Bauernwort meint, Bettelleute haben alle Tage Kirchweih. Er besuche die Armen, die in Anstalten untergebracht sind, schreibe ihnen auch von dem und jenem, was in der Gemeinde vorgeht, und enthalte sich seinesteils der „Armenleiche,“ die durch Grab und Sarg und Mangel an Trauernden gezeichnet genug ist.

### 3.

Durch die Kirchengemeindeordnung (dies letzte Geschenk des geliebten Regenten Luitpold an sein bayerisches Volk) ist in Bayern dem Vorstand der Kirchenverwaltung neue Arbeit und manche Schreiberei erwachsen, wenn auch das Schreibwerk im Verhältnis zu früheren Jahren wesentlich abgenommen hat, was geschichtlich feststellbar ist. Dass die Kirchengebäude würdig und anständig, die Kirchengelder wohl verwaltet und dem Mitsperrer der Kirchenkasse der ihm zugehörige Schlüssel schon zu der eignen Entlastung ausgeantwortet sei, liegt in den nächsten Pflichten. Weniger achtet man auf Altertümer in der Kirche, auf künstlerisch bedeutsame Grabsteine, die nicht gerade zu Brückenübergängen und Türschwellen verwendet sein wollen, auf allerlei Kleinheiten, durch die der Geist der Vorfahren zu uns spricht. Und doch kann hier viel bewahrt und etwas von dem Lichte, das einst geleuchtet hat, in die Gegenwart herüber gerettet werden. Jedes, auch das kleinste Zeichen kann Geschichte lehren, und ihr zu lauschen bewahrt vor Kleinkram, den aus allen Verrichtungen und Verpflichtungen zu bannen des Pfarrers Anliegen sein soll. Es kann die unbedeutendste Arbeit durchgeistigt und die geistig (und geistlich) bedeutsamste veräußerlicht werden.

### 4.

Das Vereinswesen. Während der Geistliche auf dem Lande mit dem Amte eines Waisenrates und dem eines Aufsichtsrat es bei Darlehenskassen vielleicht noch betraut ist (es steht nicht jedem zu Gesichte und ist noch weniger jedem zuträglich), um dann von weiteren Vereinen befreit zu sein, denn an den gemeinnützigen soll er doch nur als zahlendes Mitglied, an „unterhaltenden und belehrenden“ am besten gar nicht beteiligt sein, beginnt mit der Steigerung und Vermehrung des Vereinswesens für den Pfarrer in der Stadt die große Not, die ihn von der Hauptsache abzieht, ihm den gewaltigsten und Hauptforderungen gegenüber die Zeit raubt. Hier ist schwer raten. Denn es muss ja die Kirche freuen, und kann auch Gewinn für sie sein, wenn der Pfarrer überall begehrt wird,

andererseits wird sie ihn bedeuten müssen, genau zu fragen, wo die Grenze anhebt. Und diese Grenze lieber enger als zu weit zu ziehen ist gewiss wohlgetan.

Überall, wo an Stelle des Pfarrers ebenso gut und noch besser ein anderer wirken kann, soll er sich ferne halten, also von politischen wie humanitären Vereinigungen, von denen, die künstlerischen Bestrebungen huldigen, wohl auch von den rein sozialen. Es bleiben ja dann noch Besprechungen genug übrig in Diakonissen- und Brüderangelegenheiten, in Fragen der Inneren Mission, in Kirchenbauvereinen, in den Vereinen zur Unterstützung der Glaubensgenossen, den Missionsvereinen, den Arbeitervereinen. Kurz, wenn kein Abend mehr dem Pfarrer für sein Haus, Amt und Herz gehören soll, dann ist er übel beraten und seine Gemeinde mit ihm. Gewiss zeigt sich nicht nur der Meister in der Beschränkung, aber noch weniger in der Schrankenlosigkeit. Es ist kein biblisches, aber ein wahres Wort: *πασιν αδειν χαλεπον*. Und das Vielerlei zieht von der Stille ab, welche die Ruhe sucht.

## 5.

Mit Vorbedacht ward der Kirchenvorstand ans Ende gestellt, obgleich er so bedeutsam ist, dass er füglich nicht zu den peripheren Amtsverpflichtungen gezählt werden darf. Man wird zugeben dürfen, dass die reichlich sechzig Jahre, welche Bayern wenigstens diese freilich nicht genuin lutherische, sondern von der reformierten Kirche bevorzugte und seit 1819 in Bayern ebenso viel verlangte als abgewehrte Einrichtung besitzt, sie nicht volkstümlich gemacht haben, wie die Wahlen beweisen, die nur zu gewissen Zeiten und für gewisse Zwecke stärkere Beteiligung finden. Man möge aber nicht glauben, dass dieser beklagenswerte Zustand vom Mangel an Kompetenzen herrührt, in den Städten wenigstens sicherlich nicht. Man wird vielmehr fragen müssen, ob denn die Geistlichen dem Kirchenvorstand Leben eingehaucht haben. Wie viel Anlass dazu gab es in ruhigen Zeiten, aus denen alte Protokolle oft wertvollen Einblick in das kirchliche Leben (Übung und Reste der Kirchengzucht, Kirchenordnungen, Mitteilungen aus den Volkskrisen in der Landeskirche, Besprechung über Gemeindeverhältnisse) gewähren, wie viel mehr sollte es jetzt geben! Trotz Wuttke und Roskoff ist das Gebiet des Aberglaubens *terra fere incognita*. Wird da nicht manche Umfrage noch bedeutsame Aufschlüsse geben? Die Pflege der konfirmierten Jugend, der die Sonntagnachmittage manches treuen Geistlichen, die Sonntagabende mancher Pfarrfrau gehören, liegt darnieder. Sollte nicht den Kirchenvorstehern die Pflicht immer wieder in die Seele gelegt werden, den Lichtstuben zu steuern, wenn sie nicht im Lichte sein wollen und können, und selbst bei dem jungen Volk nach dem Rechten zu sehen? Die grause Entvölkerung durch unheimliche und nächtliche Maßregeln nimmt zu: unsre Kirche leidet an ihr. Vor der Gemeinde kann um der zuhörenden Kinder willen darüber nicht gesprochen werden. Der Pfarrer habe hier im Kirchenvorstand den Willen, dieses Unwesen zu strafen und die Aufmerksamkeit auf kommende Zeiten zu lenken. – Das Gemeinschaftswesen in seiner gesunden, der Kirche Licht und Salz sein wollenden Kraft wie in der schwärmerischen Entartung, die, der Kirche abgünstig, auf ihren Fall wartet, geht durch die Gemeinde, die durch ihre Väter aufgeklärt werden soll. Neue Verbindungen erheben sich, der Kirchenvorstand soll sie auf Recht und Unrecht zu prüfen und zu beurteilen wissen. Je mehr die kirchlich erwählten Vertreter inne werden, dass ihr Pfarrherr ihnen nicht überlästig, sondern treu sein will, und sie ihm nicht zu viel sind, so wenig wie ihm etwas zu viel ist, desto mehr werden sie das Stillschweigen brechen. Rede und Gegenrede erfolgt, besonders wenn die Sitzung nicht zwischen Kirche und Mittagessen, sondern am Abend ist. Es ist wahrlich alles Preises wert, eine Institution

zu heben, die im Verborgnen mehr Segen gestiftet hat als man weiß. – Wer freilich den Kirchenvorstand nur als überlästiges und darum überflüssiges Organ empfindet, das sich die Beaufsichtigung des ohnehin genug beobachteten Pfarrers anmaßt und in dieser Anmaßung „von oben“ gestützt wird, der wird ihn nicht heben können. Aber gewiss lohnt sich die Pflege reichlich: der Geistliche ist wahrlich nicht nur der Gebende. Und in den Städten wird oft großzügige, weitgehende Anregung vom Kirchenvorstand ausgehen, die zu nützen und in rechte Bahn zu leiten viel Kraft kostet, aber auch reichen Gewinn bringt. Hier kann der Geistliche wahrnehmen, wie viel trotz allem Abfall und Kirchengegensatz an Erkenntnis der Bedeutung von Kirche und Gottes Wort vorhanden ist, kann in den einfachen wie hochgebildeten Mitgliedern seines Kirchenvorstands alte Erfolge der kirchlichen Bewegungen erkennen und sich beraten lassen, indem er rät. Es ist auf dem Lande die große Kunst, gute Rede zu bringen, in der Stadt die noch größere, zuzuhören und zurückzutreten, um doch zur rechten Zeit einzutreten. Wenn der Kirchenvorstand das wird und ist, was er sein soll, müssen seine Sitzungen wie Oasen sein, von denen aus man überschaut und überlegt, in denen man zu neuer Wanderung sich stärkt.

## XI.

### Das außeramtliche (private) Leben des Geistlichen.

#### 1.

Unsre alten Väter, vorab Johann Gerhard, widmen dem Stande der Ehe lange Abhandlungen (*de coniugio ministrorum ecclesiae* I. c. Pag. 153 – 214). Zuerst die Abhandlung über den Zölibat, sodann folgt der Schriftbeweis für Zulässigkeit der Priesterehe aus 1. Tim. 3,2; Tit. 1,6; 1. Kor. 9,5; 1. Kor. 7,25, aus der Gestattung durch göttliches und natürliches Recht, aus der Seltenheit der Gabe der Enthaltbarkeit, aus der Geschichte *ab exemplorum paritate*, aus der Würde dieses ehelichen Lebens, aus der Hochschätzung des Sakraments der Ehe in der katholischen Kirche, aus den Beschlüssen der Konzilien, aus dem Alten Testament und den Beispielen heiliger Ehen. Die Väter zeigen dadurch, dass die Ehe des Geistlichen ihnen bedeutsam genug ist, vielfältig und allseitig erwogen zu werden.

Es soll auch hier ein kurzes Wort nicht fehlen, weil das Pfarrhaus kaum je eine so bedeutsame Mission gehabt hat als in unsren Tagen, da die Neugeburt unsres Volks, die ersehnt und erhofft wird, vom Hause und der Familie ausgehen, und diesen das Pfarrhaus wie eine Stadt auf dem Berge voranleuchten soll.

Man kann über die Zeit der Verlobung bestimmte Gesetze und Ratschläge nicht geben, der allzu frühen Verlobung, der ein langer Brautstand folgen muss, wird man nicht das Wort reden dürfen, vielmehr danach trachten müssen, dass der auf langsamer Erwägung und treuer Beratung beruhenden Verlobung die Ehe bald folgen könne. Lange Verlobungen reiben leicht innerlich auf, halten zu viel von der Pflicht ab oder verwickeln in allzu weite „Ausdeutung“ von Pflicht, Gewissen und Arbeit, auch lernen sich die Verlobten zu nahe kennen, ohne doch schon das Gegengewicht der gegenseitigen Erziehung zu haben. Und ehe das neue Leben der Gemeinschaft mit der Fülle von Fragen und Beziehungen beginnt, ist eine zwar uneingestandene, aber deutlich sich zu spüren gebende Ernüchterung und Enttäuschung eingetreten. Dass andererseits den eilig geschlossenen Ehen viele Gefahren innewohnen, und es unerträglich schwer ist, sich erst in der Ehe wirklich kennen zu lernen, wo dann Pflicht und Ernst auch unter dem Weh des Enttäuschtseins aushalten heißen, braucht nicht viel gesagt zu werden. Jedenfalls sollte man, da man doch nicht den Besitz und das Vermögen, sondern den Christen heiraten will, nicht zur Ehe schreiten, bis der Hausstand auch äußerlich gesichert erscheint. Von Sorgen der Nahrung gleich in den ersten Jahren beschwert sein, tut weh. Es wird erlaubt sein zu sagen, dass die Gestaltung des Pfarrhauses nicht eben in aufsteigender Entwicklung sich befindet. Mag das mit der eigenartigen Bildung unsrer Jungfrauenwelt zusammenhängen, in die ein Geist der Flachheit und der Verflachung einzuziehen beginnt, der die ernste Arbeit und die Einfachheit des Lebens scheut, oder mag jetzt die auf der Universität begonnene Verlobung wieder mehr in die Erscheinung treten – die Einfachheit des Pfarrhauses unsrer Jugend, über dessen Schwelle man gerne eintrat, ist im Schwinden. Und damit ein großer Faktor der Selbst- wie der Volkserziehung. An der

schlichten gesunden Einfachheit des Pfarrhauses, in dem nicht Dürftigkeit, aber noch weniger Prunk herrschte, erbaute sich die Gemeinde, und die mit Sand bestreute Diele wehrte niemandem den Eingang in das Haus. Jetzt nehmen sich die oft in der Gewerbehalle gekauften Geräte in den einfachen und primitiven Gelassen auf dem Lande seltsam genug aus, es fröstelt den Besucher der Anblick an, und die Insassen scheinen auch nicht heimisch werden zu können. So beginnt das Unglücksgefühl an dem Ort, der das ganze Erdenglück beschließen sollte, dazu der Schmerz über Mangel an gebildetem Verkehr, obgleich was Bildung und Unbildung heißt, nicht immer feststeht, dann das Verlangen nach Abwechslung, nach Reisen und Anregung. Und man wird nicht heimisch, weil man nicht werden will. Das spürt die Gemeinde und zieht sich zurück, sie kennt ja außer ihrer Enge wenig von der Welt, hätte in ihrer Abgelegenheit genug Welt, und wundert sich, wie andre anderes begehren können. Die Verstimmung der Gattin wirkt auf den Pfarrer, der doch sein Werk mit Freuden, nicht mit Seufzen tun soll, er sucht nun sich zu zerstreuen entweder im Studium und bei ernster Arbeit, was noch Kraft und Freude wieder geben kann, oder im gesellschaftlichen Leben, an das er sich leicht verliert. Die ersten Jahre der Ehe werden die schwersten, und nur die Gewohnheit macht sie leichter. Wahrlich, es ist nicht immer so, es ist nicht häufig so, aber es ist so. Darum kann man die jungen Geistlichen nicht herzlich genug bitten, bei der Wahl ihrer Lebens- und Amtsgefährtin – denn eine *συνζυγοφ και διακονοφ* mehr noch wie jene Phöbe aus Kenchreä soll sie sein – nicht auf äußere Vorzüge zu achten, sondern auf den Lebensernst und die Lebenshaltung. Bildung ist nicht Kenntnis etlicher französischer Phrasen und der Baustile alter und neuer Zeit, auch nicht der modernen und unmodernen Literatur, selbst nicht einmal der trefflichen und das Haus verschönenden und gerne verklärenden Musik, Bildung ist das Verlangen, dem Ernst des Lebens Kraft abzugewinnen und entgegenzusetzen, die Fähigkeit, auf fremde Interessen einzugehen, Lasten zu tragen und doch nicht zu ermatten, den Alltag zum Festtag zu erheben, das große sehnlische Heimweh, das die Welt liebt um des willen, der sie geliebt hat. Was an äußern Kenntnissen, deren Mangel ja nicht Norm und Erfordernis sein soll, abgeht, kann erstattet werden. Gemeinsame Lektüre der alten Hausbücher (etwa der Briefe Schleiermachers, Wilhelm von Humboldts und Bunsens, vorab der Briefe Luthers), der Geschichte gibt reichlich Belehrung. Aber auch wenn dies nicht ermöglicht werden könnte, dass nur Gebetsgemeinschaft besteht, die *συμφωνια των επαινουντων και ελπιζοντων*, der Wetteifer, den Tertullian der rechten Ehe wünscht. Wo diese ist, da ist eines des anderen Gewissen, da lebt man nicht vom Lobe, sondern von der Prüfung, was etwa Tugend und Lob sei, da sagt man sich die Wahrheit und kommt im Gericht einander näher, da ist die Liebe Königin des Hauses, nicht die verzärtelnde Schwachheit seine Tyrannin. Von solchem Pfarrhause, das sich in gottgeordnete Grenzen und Schranken mit Freuden fügt, das die kleinen Freuden als Würze des Lebens dankbar begrüßt, ohne die fehlenden Äußerlichkeiten zu vermessen, geht eine stille Predigt nicht nur durchs Dorf, sondern durchs Land. Dieses Haus ist ein Bethaus, von der Heiligkeit der Gottessatzung umhegt, vom Ernst des Gottesgebotes erfüllt, von der Freude am Herrn geadelt und verklärt. In dieses Haus kommt das Anliegen gerne, spricht sich wohl auch bei der Ehefrau aus, die für das Kleinste Verständnis hat, wie es denn das edelste Vorrecht der Frau ist, zu erlauschen und zu erfassen, und findet Trost und Rat. Die Ewigkeit wird es offenbaren, welchen Schatz Luther wieder erschloss, als er in den Frühlingstagen 1525 an die priesterliche Hand den Trauring streifte, nicht voreilig – ein Vierzigjähriger ist abgeklärt – aber in vollem Bewusstsein der Schmähung, der er sich aussetzte, und der Segnung, die Gott in Aussicht genommen. Vor unsre Augen tritt die erlauchte Reihe der Pfarrersfrauen, deren oft die Welt nicht wert war, der stillen Dulderinnen, der wortlosen Kreuzträgerinnen, die,

von Sorgen fast erdrückt, nur danken konnten und im ärmlichen Hause Licht und Wärme zu verbreiten wussten, für ihre Kinder bewahrende Engelsgestalten, erziehend und beeinflussend, ohne des Gatten Selbständigkeit anzutasten und in sein Amt sich einzudrängen. Die Innere Mission des Pfarrhauses ist in Büchern aufgezeichnet, die nicht ein Menschengriffel beschrieb. Es soll nicht ungesagt bleiben, dass Ehelosigkeit, in rechtem Verstande erfasst und gehalten, mit klarem Blicke für die sonderlichen Gefahren der Vereinsamung und der abgöttischen Liebe zur Arbeit, des feinen Egoismus, der sich heiligmäßig nennen lässt und ungottgemäß dem Ich dient, den Geistlichen nicht nur nicht hindern kann und darf, sein Amt wohl auszurichten und in Würden zu führen, sondern ihn geradezu unbehinderter ausschreiten und mehr arbeiten lassen wird. Wiewohl, um einen Fall zu nennen, man glauben möchte, der unverheiratete Geistliche habe weniger Eingang in die Häuser, bestimmte Fragen ehelicher Kasuistik würden von ihm ferngehalten, so wird doch auch dies rein individueller Natur sein. Dass der unverheiratete Mann besonders vorsichtig sein muss, sein einsames Haus, das ein Vorbild nicht sein kann, nicht zum Anstoß werden lässt, sei nur angemerkt; ohne dass von äußerlichen Gesetzen die Rede sein soll, muss jedenfalls auch er seinem Hause wohl vorstehen.

## 2.

Die Studierstube. Das Sanktuarium im Hause, die Rüst- und Betkammer, die Stätte eigener Beichten und fremder Anliegen sei und bleibe nach gutem Brauch das Studierzimmer, das auch im bescheidensten Pfarrhause als „unverdächtiger Ort“ vorhanden sein muss. Es braucht nicht die Papptafel zu tragen, die es ankündigt noch die kalte Anzeige zu sprechen von – bis – es soll an seiner Schwelle feierlich und über den Türpfosten würdig sein. Hier weilt der Pfarrer, um sich für die Arbeit des Alltags, für die Feierarbeit, mit der er den Sonntag ohne Schuld bricht, (Matth. 12,5), zu rüsten und das Öl auf die Lampe zu gießen, damit sie hell leuchte. Das Studium des Pfarrers! Wie viel umfassend und – in der verhältnismäßig beschränkten Arbeit des Dorfes – wie reichlich kann und soll es sein! Und doch müssen etliche Feinde genannt werden, die das wahre Studium gefährden und Beschäftigung mit Studium verwechseln. Da ist die Flut der kirchlichen Blätter aus allen Lagern, – denn es wird gut sein, auch ein Blatt zu lesen, mit dessen Haltung der Diener des Bekenntnisses nicht einverstanden sein will – man muss den Gang der äußeren und inneren Mission verfolgen, den kirchengeschichtlichen Blättern darf man das Interesse nicht entziehen. Da heißt es mit den Fingern lesen lernen, nicht alles Wort um Wort einnehmen, sondern mit Auswahl und nach bestimmten Gesichtspunkten. Ein Gleiches gilt von den wissenschaftlichen Broschüren, von den Flugschriften, von der kurzlebigen Tagesliteratur, die auch nicht unbeachtet bleiben dürfen. Aber wenn man Tage für dies alles dranwenden und Auszüge aus ihnen machen wollte, studiert ist das nicht. Zum Studium gehört der Mut an umfangreiche Werke, die mit dem Bleistift in der Hand immer wieder gelesen werden wollen und sollen, der Wille, etwas zu lernen, und die weise Wahl nach bestimmtem Programm. Dass der Urtext beider Testamente alle Tage in die Hand kommen soll, ist gewiss, bald ohne Kommentar, bald mit ihm. Im übrigen aber werde ein Arbeitsplan gemacht, der durchgehalten werden kann, etwa Luthers Theologie von Theodosius Harnack und Köstlin und ein bestimmtes Werk Luthers in der Sommerszeit, zur Winterszeit Oehlers alttestamentliche Theologie und Orellis Religionsgeschichte und Hemans Geschichte des Volkes Israel, zu der die Stades verglichen werden mag. Im andern Jahre arbeite man in Dogmatik und vergesse nicht die „alten“ Bücher von Thomasius, Christi Person und Werk und etwa Ritschl,

Religionsunterricht für höhere Klassen zu studieren. Solche Gegenstücke sind heilsam und gut. Ein weiteres Jahr bestimmt man für Ethik, nicht nur für die von Martensen, obgleich sie das Urteil eines unwissenschaftlichen Buches nicht verdient, sondern für die von Harleß, die unter allen mit dem Schriftbeweis und den Zitaten aus den Werken Luthers am besten dient und die Wahrheit am geschlossensten darlegt, und Rich. Rothe, wobei Luthardts Geschichte der Ethik nicht vergessen werden soll. Weiterhin lasse man die Kirchengeschichte sich am Herzen liegen, etwa Briegers mustergültige Reformationsgeschichte (im Ullstein-Verlag), die manche mit einem Predigtbuch vergleichen, – wahrlich ein treffliches Predigtbuch, dem man viele Leser wünschen möchte – oder Bezolds Geschichte der Reformation in dem Sammelwerk von Wilhelm Oncken. Und diese Bücher lese man immer wieder, um von ihnen aus zu prüfen und weiter zu lernen, auch aus den Büchern, die nimmer Ausdruck des Kirchenglaubens sind! Wer aber könnte nicht an Stelle der genannten andre einsetzen! Frank und Nitschls Rechtfertigung und Versöhnung, dessen geschichtliche Urteile jedenfalls besser sind als die exegetischen Befunde, Kähler und des alten Ernst Sartorius Lehre von der heiligen Liebe, Dorners Geschichte der protestantischen Theologie und Hases Polemik, Rankes Geschichte der Päpste und Hundeshagens Wesen des Protestantismus und Thiersch, des Irvingianers, Vorlesungen über Katholizismus und Protestantismus. Das Herz wird weit, wenn es alles dessen gedenkt, was studiert werden soll und darf und – kann, *ars longa, vita brevis!* Daneben habe man noch Zeit zu gemeinsamer Lektüre und vergesse nicht Shakespeare um der Befruchtung der Gedanken willen vorzunehmen. Wenn man das Seine zu Rate hält, kann man etwa mit dem Nachbarkollegen die wichtigsten Bücher anschaffen. Zudem sind Bibliotheken da und ihre Bedingungen freundlich und günstig. Dass der edlen Musika ihr holdes Recht werden darf und zur Erholung alles Schöne und Große dienen soll, ist Freiheit. Nur darf nicht der Genuss die Pflicht verdrängen und verkürzen oder gar an ihre Stelle treten wollen.

### 3.

#### Die Geselligkeit.

❶ Die Kirchenordnungen der mittelalterlichen wie der reformatorischen Kirche warnen, ohne ihn zu verbieten, vor dem Besuch des Wirtshauses. Dem ist beizustimmen. Was man dort gewinnt, wenn es überhaupt Gewinne sind, wiegt den Verlust nicht auf. Es hat wohl etliche gegeben, die im Wirtshause Seelsorge trieben, ihren Bauern die Zeitung vorlasen und erklärten und manch gutes Wort anknüpften. Aber vermutlich war diese Art von Seelsorge ziemlich abrupt und ging kaum in die Tiefe, gut genug, wenn sie nicht zur Karikatur ward. Es kann Fälle geben, wo der Geistliche die Gaststube besuchen muss, etwa bei einer Feierlichkeit, aber er wird gehen und kommen, wie es ziemlich ist und ohne gemachte Würde sich zur Geltung bringen. Wo er ist, verschwindet das Kartenspiel und verstummt das leichte Gerede. Wenn er aber selbst Gefallen am Kartenspiele findet und es teilt, dann frage er sich, ob ihm dazu die Zeit gegeben sei und ob die Gemeinde aus den Händen gerne das Nachtmahl empfängt, die mit Spielkarten hantieren. Nimmt aber die Gemeinde nimmer Anstoß daran, dann ist es um so schlimmer.

❷ Als ein Kleinod evangelischer Geselligkeit aber feiern wir die Konferenzen, mehr noch die in engem Kreise als die offiziellen, deren Unfreiwilligkeit nicht immer richtig ist. Wenn zwei oder drei Pfarrer, wie schon erwähnt, die Predigtkonzepte austauschen, ein

gutes Buch miteinander lesen, zu dem auch die Frauen beigezogen werden können (ein Lebensbild, eine tüchtige geschichtliche Skizze), wenn das, ungeschriebene Statut lautet, dass zuerst gearbeitet, dann erst Unterhaltung gepflogen werde, so ist das – edelste Gesellschaft, die mit reinem Gewissen genossen werden kann: die Erinnerung ist dann die beste Probe. Hier lernt man einander kennen, schätzen und schützen. Aus diesen kleinen Zusammenkünften entstehen oft gesegnete, bis in die Ewigkeit reichende Verbindungen. – Aber auch die „wissenschaftlichen“ Konferenzen haben, besonders wenn jedes Mitglied gerade die Fragen behandeln darf, die ihn beschäftigen und die Exegese, die besser in kleinerem Kreise getrieben wird, zurücktritt, ihren hohen Segen. Dass sie mit Gebet eröffnet werden, versteht sich wohl von selbst, die Lesung eines Bibelabschnitts in dem Grundtext gebe die Einleitung; über den Vortrag, dem nie eine Qualifikation folgen soll, weil ja jeder das Beste geben wird, was er hat, werde dann durch Frage und Gegenrede Aussprache gehalten. Dann mag noch der brüderlichen Aussprache ihr Recht sein, zu der übrigens auch sonst Raum und Gelegenheit genug wird. Und zu guter Zeit eile man der Heimat zu; das alte Residenzgesetz will die Gemeinde immer „unverlassen“ haben.

☉ Ob der Geistliche politisieren, tanzen, ins Theater gehen, etwas „mitmachen“ darf? Dass er seine an Gottes Wort sich prüfende, aus der Geschichte und ihren Lehren zu bemessende, persönliche Überzeugung in öffentlichen Fragen sich bildet, bewahrt und vertritt, ist nicht nur Recht. Aber von der politischen Arbeit halte er sich ferne, um der Gemeinde und dem *πολιτευμα επουρανιον* recht dienen zu können. In den rein technischen Fragen aber bescheide er sich und denke an Jesu Wort: Luk. 12,14. – Wir kennen den Präzisionismus des alten Pietismus und teilen ihn nicht, aber wir fragen billig, ob der Mann, dem die Sorge für Seelen anbefohlen ist, für die er einst Rechenschaft geben soll, nicht zum Vergnügen Zeit, aber ob er daran noch Lust hat. An sich ist der Besuch eines Festes der studentischen Korporation, der er einst angehörte, dem Pfarrer nicht zu missgönnen, er trifft alte Freunde, pflegt gesegnete Erinnerungen, zeigt den Seinen die Stätten seiner Jugend. Und doch ist zu fragen, ob solche Festlichkeiten nicht in die *νηπια* hinüber führen können, die der Apostel *ανηρ γεγονωφ* ablegt? Der tanzende Pfarrer hat gewiss den Ruhm der Weltoffenheit und Weitherzigkeit, und der Makel des frömmelnden Schriftgelehrten fällt nicht auf ihn. Aber dann die Krankenbetten, die Sterbelager in der Gemeinde, die Sonntage mit ihren Fragen und stillen Anklagen! Weil er die Macht hat, solche Dinge zu tun, muss er auch die Freiheit haben, sie zu lassen. Und diese Freiheit zu brauchen ist besser als der andren zu dienen. Er richtet andre nicht, aber ihm frommt es nicht, so lässt er es. Die Schwachen werden es ihm danken und der Heiland der Schwachen wird ihn dafür segnen. – Gewiss mag ein gutes Stück, eine Oper, ein klassisches Drama vieles bieten, was auch dem Pfarrer als gebildetem Manne nützlich und dienlich ist. Und wenn er glauben würde, durch Fernebleiben vom Theater frömmere zu sein, so tut er wohl daran, diesen Wahn sich zu benehmen. Aber wiederum wird er sich zu fragen haben, ob er nicht, in den schweren Ernst des Lebens und seiner Wirklichkeit gestellt, auf dessen Darstellung im ob auch vollendeten Spiele verzichten könne und müsse. Die Konflikte, die das Spiel ihm nahebringt und löst, hat er in schwerer Tatsächlichkeit durchlitten und durchlitten gesehen. Mitten in den Genuss drängt sich und will nicht abgewiesen werden die Erinnerung und zwingt sich auf das Gewissen, ob ihm das Gegenstand der Kunst sein dürfe, was das Leben ihm an Ernst und Schwere bot. – Irrational ist das Leben, in dem er steht. Warum soll er auch nur Stunden über dieses Missverhältnis sich hinausheben lassen? Und das musikalische Genießen kann er, wenn er musikverständlich ist, sich selbst gewähren, wenn nicht, doch nur mehr ahnen als haben. Es ist ja wahrlich nicht Erweis fortgeschrittner Heiligung, wenn über alle diese Mitteldinge mit uneingeschränkter Bestimmtheit abschließendes Urteil gefällt werden kann, aber aufs

Ganze gesehen wird man wohl sagen dürfen, dass Verzicht heilsamer und nützlicher ist als Vergunst und dass das enge Gewissen das weite Herz und den freien Blick nicht nimmt, sondern erhält.

Je ernster der Christenstand genommen und der Beruf in seiner Einzigartigkeit erfasst wird, dem allein – das muss und darf der Indifferenzierung von Geistlichen und Laien immer wieder entgegengehalten werden – eine Herrenstiftung zur Seite steht, desto geringer wird das Gebiet der Mitteldinge, die dem weiten Gewissen so viele offene Türen zeigen. Es ist weniger als ein Mittelding, ob ich in schwarzer oder heller Kleidung gehe: das Kleid macht nicht den Mann – und doch ist dieses Gewand, durch die Sitte gewahrt, durch das Herkommen gewohnt, einmal als Zeichen des Amtes, dessen man sich nach außen doch nicht schämt oder weigert, zum andern als Bewahrung vor mancher Lässigkeit und endlich zu einem Zeugnis, auf das hin mancher Einsame es wagt mich anzusprechen, nicht abzulegen. Es wehrt der Freiheit nicht und gibt doch die rechte Bestimmtheit.

*Sub specie aeterni* wird ja vieles als unbedeutend erscheinen und entfallen: Aber was im Lichte der Ewigkeit bedeutsam erscheint, die Bewahrung der eignen Seele und der ihrem Denken und Tun befohlenen Herde, das muss auf die Zeit des Werdens und Bereitens heiligen Ernst legen. Den Ernst, der sich nicht fürchtet, dass der Herr nahe, aber bangt, der Erzhirte möge seinen Knecht verlassen und seinen Namen nimmer im Munde leiden.

Ein Diener Christi! Nur ein Diener – das Urteil einer des Dienstes sich weigernden und an furchtbarere Dinge verkauften Welt klingt über diese schwache Gegenwärtigkeit der Erscheinung und ihre unwerte, nichts bedeutende Rede (2. Kor. 10,10) mitleidiger Verachtung voll. Mein Diener, ruft der, der einst zum Propheten Jeremias sprach: Wenn du dich zu mir halten wirst, sollst du mein Hirte sein, mein Diener siehe, ich stehe vor der Türe deines Herzens, deines Hauses und Amtes und klopfe an. Ich klopfe an, damit du meine Demut kennest, die da Gast sein will, wo sie gebieten könnte, klopfe an, damit du dich rüsten kannst, mich zu empfangen. Wenn du meine Stimme hören wirst, die meine unter den drohenden und lockenden und schmeichelnden, und mir freudig Herz und Haus und Amt erschließest, so will ich zu dir eingehen und das Brot der Sorge und der Tränen mit dir teilen, dein tägliches Brot segnen und dich zu mir laden, mit mir nehmen, auf dass du seiest wo ich bin, und werdest, wie ich bin.

*O Si possemus excitari, ut tales essemus amatores vitae permanentis, quales sunt homines vitae fugientis.*